

## Kapitel 5: Der klassische Diskurs als *Medium* der Erkenntnis

---

### 14. Einleitung

Eine fundamentale Differenz an der Schwelle zur Klassik eröffnet die Möglichkeit der Seinsweise des klassischen Zeichens. Diese Differenz erscheint als Riss im universellen Faden der Ähnlichkeit, als eine plötzliche Offenheit und Problematisierbarkeit der Seinsweise der Signaturen als Schrift der Welt. Gleichzeitig aber funktioniert diese Differenz als die neue Wissensfigur der Repräsentation und als Boden der Möglichkeit des klassischen Zeichens. Insgesamt manifestiert sich die Differenz zwischen den Epochen als eine für das klassische Wissen entscheidende *Differenzierung* der Ähnlichkeit, d.h.: als eine Reihe der Unterscheidungen, die an die Stelle der Ähnlichkeit tritt.

In der klassischen Epoche ist die Ähnlichkeit nicht mehr die tragende Figur des Wissens, sondern eher Ausgangspunkt und Materie einer *ersten Unterscheidung*, aus der eine Reihe weiterer Unterscheidungen folgen kann. Diese erste Unterscheidung, die jetzt als epistemisch fundamentale Figur an die Stelle der Ähnlichkeit tritt, ist diejenige zwischen Identität und Differenz. An die Stelle des ternären Fluktuierens zwischen den wesensähnlichen Elementen tritt ein *identisches* Element als Substitut (Repräsentation) eines anderen von ihm *differenten* Elements. Daraus erst können weitere Distinktionen wie Geist/Materie, Wissenschaft/Handwerk, Intuition/Deduktion, Nomen/Verb usw. hervorgehen<sup>1</sup>.

- 
- 1 Das Cogito-Ich ergibt sich aus der Distinktion zwischen Geist und Materie, die ihrerseits die Distinktion zwischen Identität und Differenz voraussetzt. Die fundamentalste aller Distinktionen ist, wie gesagt, diese letztere zwischen Identität und Differenz. Sie ist in jeder Art der Offenbarkeit des Seins – Empfindung, Gefühl, Gedanke usw. – als die Figur der Repräsentation verfaßt, in der eine bestimmte Identität als Substitut einer von ihr differenten Identität funktioniert. Ausgangspunkt einer archäologischen Lektüre des klassischen Wissens ist folglich das binäre Repräsentationsverhältnis, das in einer konstitutiven Verschränkung mit dem Zeichenverhältnis steht. Das heißt jedenfalls, dass die Archäologie – im Unterschied zur gewöhnlichen Philosophiegeschichte – nicht vom kartesischen Cogito ausgeht: „Merkwürdigerweise habe ich innere Erkenntnisstrukturen beschreiben können, ohne mich jemals auf das Cogito zu beziehen [...]“ [SW: 19.] Das Cogito-Ich ist eine einfache Substanz und kann deshalb keine Relation beinhalten, auch nicht die Zeichenrelation. Daher ist es

Diese Distinktionen definieren, unter dem allgemeinen Titel „Analysis“, den Raum der neuen Erkenntnis. An der Schwelle zwischen der Renaissance und der Klassik tritt die Analysis als epistemisches Ereignis in Erscheinung.<sup>2</sup>

im Ausgang vom Cogito-Ich nicht möglich, die Zeichen in ihrer Seinsweise zu fassen. Archäologisch gesehen ist der ‚Grund‘ des klassischen Diskurses also weder das Cogito-Ich noch das Cogito, sondern die Figur der Repräsentation und ihre Doppelung im Zeichen. Damit erscheint die ‚reine‘ Repräsentation des „Ich denke“ – das Denken des Denkens in seinem dünnsten Objektbezug – als Einschränkung und Besonderung der allgemeinen Seinsweise der Zeichen. Das Zeichenverhältnis im Allgemeinen ist ein in sich gedoppeltes Verhältnis der Repräsentation zwischen zwei distinkten Repräsentationen. Im „Ich denke“ hingegen liegt eine Repräsentation vor, die dadurch ausgezeichnet ist, dass sie sich selbst (im allgemeinsten Sinne als Repräsentation) zum Objekt hat. Diese Repräsentation repräsentiert also in einer reflexiven Rückwendung sich selbst und ergibt somit eine unendliche Spiegelung. Deshalb erscheint sie als das Verhältnis der Selbstbezeichnung eines Zeichens, und das heißt: als ein vollkommen gewisses Zeichenverhältnis. Auch das „Ich denke“ ist also nicht das rein Gedankliche, wie es gemeinhin angenommen wird, sondern wesentlich zeichenhaft. Da das Zeichenverhältnis, als ein in sich gedoppeltes Repräsentationsverhältnis, sowohl aus der Welt der denkenden, wie auch der Welt der ausgedehnten Dinge herausgefallen ist, eignet ihm weder die Gewißheit des Geistigen, noch die Wahrscheinlichkeit des Körperlichen. Es hat einen Status inne, der notwendigerweise und i. A. zwischen den Polen der Natürlichkeit und Arbitrarität, der Gewißheit und Wahrscheinlichkeit usw. schwankt. [Siehe OD: 92.] Deshalb bedarf das klassische Denken eines Grundes der Gewißheit aller Zeichenverbindungen. Das Cogito, als ein besonderer Fall der Zeichenverbindung im Allgemeinen, gibt einen solchen Grund ab. Wegen dieser seiner Gewißheit findet es sich von allen anderen Zeichenverbindungen rigoros abgesondert: als Extremum und Grund ihrer Gewißheit.

Dabei vermag das Cogito allerdings nur den *Grund der Gewißheit*, nicht aber den *Grund der Existenz* der Zeichen abzugeben. Dieser ist mit der Repräsentation und ihrem notwendigen Bezug zum Sein gegeben. Man sieht hier bereits den Unterschied zum Ansatz etwa von J.-L. Nancy [Nancy (1979): 123] oder J.-M. Beyssade [Beyssade (1979): 250], die eine konstitutive Abhängigkeit des Cogito von einer ihm vorausgehenden Sprache bzw. Sprechhandlung feststellen. Folgerichtigerweise mündet ein solcher Ansatz in die aporetische Deutung J.-L. Marions [Marion (1981): 393-94], wonach der Status des Cogito in einer fundamentalen Unentschiedenheit zwischen Prinzip und Folge schwankt. Man erkennt in dieser Aporie den Effekt einer Rückprojektion des anthropologistischen Denkens, das durch die Doppelung des Menschen als eines zugleich Fundamentalen und Positiven bedingt ist. Diese Ansätze beruhen auf der anthropologistischen Scheidung zwischen Sein und Bedeutung, zwischen dem dinglichen Sein und den transzendentalen Handlungen der Bedeutung. Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung gibt es nur die zwei Möglichkeiten: Entweder stiftet das Sein des Cogito-Bewußtseins die Bedeutungen des Diskurses, oder es wird seinerseits im Ausgang von diesen Bedeutungen konstituiert. Dagegen entdeckt die Archäologie als Fundament des klassischen Diskurses nicht das *Cogito-Bewußtsein*, sondern die *Wissensfigur der Repräsentation*: Was existiert, ist repräsentierbar und was repräsentierbar ist, ist – gemäß der semantologischen Regel der Doppelung der Repräsentation – auch diskursivierbar. Das klassische Wissen generiert keine gesonderte Theorie der Bedeutung. Das Sein und die Bedeutung, die gemäß einer anthropologistischen Denkkonstitution auseinanderfallen müssten [siehe Teil III, Kapitel 6 dieser Arbeit], kommunizieren hier miteinander in der Transparenz der Repräsentation und ihrer Doppelung. Das Cogito ist nichts anderes als ein

Man kann das klassische Zeichen als ein Glied dieser Distinktionen-Reihe betrachten. Das Zeichen existiert wesentlich als Analysis, das heißt: als Kritik und Transformation der Signaturen. Denn es leistet gleichzeitig eine innere Spaltung der Ähnlichkeit und eine Abspaltung seiner selbst von der Welt. Es existiert einerseits als Unterscheidung zwischen einem Bezeichnenden und einem Bezeichneten.<sup>3</sup> Andererseits beruht es auf einer Unterscheidung zwischen sich selbst als Zeichen und der Welt der Dinge.

Wir haben im Kapitel 3 die maßgebliche Differenz an der Schwelle zur Klassik unter dem Titel „Das Gelächter der Repräsentation“ (Abschnitt 9) charakterisiert. Es handelte sich dabei um eine *semontologische Differenz*, was soviel heißt wie eine ontologische Differenz zwischen dem Sein des Zeichens und dem Zeichen als Seiendem: als Quelle der Zeichenexistenz. Diese bekundet sich an der Schwelle zum klassischen Zeitalter als eine plötzliche, d.h. ereignishaft eintretende Öffnung und Offenheit der Seinsweise der Signaturen, die erst den ontologischen Spielraum freigeben, in dem sich die Seinsweise des klassischen Zeichens ereignen kann.

Auch die Seinsweise der klassischen Sprache, die ein Sonderfall der allgemeinen Seinsweise des klassischen Zeichens ist, ereignet sich im Raum dieser fundamentalen Differenz. Deshalb muss man im Vorfeld einer Ontologie der klassischen Sprache diese ihr vorausgehende Differenz charakterisieren, so wie dies im Kapitel 3 dieser Arbeit geschehen ist. Diese Charakterisierung bestimmt die Gangart der nun folgenden Ausführungen, das heißt: die Schrittfolge der darin vorgenommenen Freilegung der Seinsweise der klassischen Sprache. Der *erste* dieser Schritte weist die allgemeine Seinsweise des Zeichens als Doppelung der Repräsentation auf. Zum Zeichen im Allgemeinen gehört aber auch das Sprachzeichen. Der *zweite* Schritt der Freilegung offenbart deshalb die von der Repräsentation deduzierbare Seinsweise der klassischen Sprache: den *Diskurs*<sup>4</sup>,

---

Extremum der „Klarheit und Deutlichkeit“, d.h. der Transparenz (oder, was auf dasselbe hinausläuft: der Gewißheit) dieses „commercium“.

- 2 Die Umkehrung der Analysis ist die Synthesis, und erst das Zusammenspiel aus Analysis und Synthesis konstituiert die allgemeine Ordnungswissenschaft der *mathesis*. Unter den Elementen der Sprache ist es das Nomen, das eine Analysis und das Verb (sein), das eine Synthesis der Repräsentationen leistet. Deshalb sind Nomen und Verb, gerade in ihrem fundamentalen Unterschied [siehe dazu Kapitel 4, Abschnitt 13.2 dieser Arbeit], notwendige Konstituenten des Diskurses, sofern dieser eine spontane und „am wenigsten verabredete“ [OD: 287] Ordnungswissenschaft ist.
- 3 Als Form dieser Unterscheidung zwischen der bezeichneten und der bezeichnenden Repräsentation, ist das Zeichen zugleich auch Medium ihrer Vergleichbarkeit, wie wir es im letzten Kapitel erläutert haben. Das Zeichen als Analysis und Medium in einem: Durch die von ihm getroffene Unterscheidung hindurch wird der gegenseitige Bezug des Unterschiedenen aufrechterhalten.
- 4 Darin wird auch mehrfach auf den grundlegenden Unterschied zwischen Diskurs und Sprache hingewiesen: dem Diskurs im klassischen Sinne und der Sprache *als Objekt* philologisch-linguistischer Wissenschaft in der Epoche des Menschen. In

sowie, als dessen epistemisches Korrelat, die Allgemeine Grammatik als Theorie und Gesetzmäßigkeit des Diskurses in einem. Ein *dritter* und letzter Schritt dieser Freilegung geht auf die vier ineinander greifenden Segmente dieser allgemeinen Theorie ein. Diese beziehen sich erstens auf das Verb und die *Proposition* als minimale Einheit des klassischen Diskurses; zweitens: die *Artikulation* oder Rasterung der Repräsentation mit Hilfe des analytischen Mittels der Namen; drittens: den Vorgang der ursprünglichen *Bezeichnung* sowie die Etymologie der archaischen und universellen Wurzeln, aus denen die Genealogien der tatsächlichen Sprachen hervorgehen; viertens: die rhetorische Abweichung bzw. *Derivation* der empirisch vorkommenden Namen der überlieferten und noch aktuellen Sprachen im Ausgang von den ursprünglichen Wurzeln. Diese vier Segmente der allgemeinen Theorie der Sprache fügen sich zu einem Viereck, womit sich ein Bild der allgemeinen Seinsweise der klassischen Sprache ergibt.

Man muss beachten, dass der Gesamttraum des so gekennzeichneten Seins der klassischen Sprache von der Figur der Repräsentation getragen ist. Deshalb ist im

---

wiefern die Archäologie selbst diese Auffassung der Sprache als Objekt, die für die unterschiedlichsten Typen nachklassischer Sprachwissenschaft maßgeblich geworden ist, im Rahmen ihrer sprachontologischen Fragestellung kritisch zurücknimmt, geht aus der folgenden Bemerkung Foucaults im Zusammenhang seiner Besprechung des Themas des Sprachursprungs bei J. P. Brisset hervor: „Der Urzustand der Sprache war also keine abgrenzbare Menge von Symbolen und Bildungsregeln, sondern eine unbestimmte Masse von Aussagen, das Rieseln gesagter Dinge: Hinter den Wörtern unseres Wörterbuchs gilt es nicht nach morphologischen Konstanten zu suchen, sondern nach Aussagen, Fragen, Wünschen, Befehlen. Die Wörter sind Bruchstücke von Diskursen, die von ihnen selbst gezeichnet werden, Modalitäten erstarrter und neutralisierter Aussagen. Vor den Wörtern waren die Sätze, vor dem Wortschatz die Aussagen; vor dem Silben und elementaren Lautfolgen war das endlose Gemurmel des Gesagten. *Schon lange vor der Sprache wurde gesprochen.*“ [„Sieben Thesen über den siebten Engel“, Foucault (1970), *Schriften II*, Nr. 73: 21f. (Hervorh. v. Verf.)] Hier geraten Brissets Theorie vom Sprachursprung und die Sprachauffassung der Archäologie selbst in eine unentwerrbare Mischung. [Siehe Kapitel 12, Abschnitt 43.2 der vorliegenden Arbeit.] Im Unterschied dazu leitet Heidegger den von ihm kritisierten Begriff der Grammatik vom griechischen Denken ab, dem ein Verständnis von Sprache als *Objekt* innewohnt und der unterschiedslos bis in die Gegenwart herrschend geblieben ist. „Die herrschende Vorstellung von den einzelnen Sprachen und der Sprache überhaupt wird uns durch das vermittelt, was man *Grammatik* nennt. Darunter verstehen wir die Lehre von den Elementen und Gefügen und Gefügeregeln einer Sprache; aufgelöste Satzgruppen, herausgelöste einzelne Wörter; diese in Silben und Buchstaben, *γράφω*, daher der Name.“ [„Vom Wesen der Wahrheit“ in Heidegger (1933): 102.] Diese Auffassung von Grammatik entspricht Punkt für Punkt dem Grammatikverständnis der vergleichenden Philologie, die sich infolge des Zusammenbruchs der Allgemeinen Grammatik und im Rahmen des anthropologistischen Wissens konstituiert und der die Sprache evidentermaßen als *Objekt* gilt. [Siehe Kapitel 9 dieser Arbeit.] Damit erscheint dieses von Heidegger unterstellte und kritisierte traditionelle Grammatikverständnis als eine Rückprojektion der wesentlich nachklassischen Sprachauffassung der vergleichenden Philologie, die er unterschiedslos als die herrschende Auffassung seit Platon und Aristoteles ins Visier nimmt.

zweiten Abschnitt dieses Kapitels von einer *Deduktion* des Diskurses die Rede. Die Fundamentalfigur der Repräsentation, die bereits von ihrer Existenz her eine Kritik der Ähnlichkeit und eine Differenzierung der Signaturen leistet, ist aber nichts anderes als der epistemische Niederschlag der genannten Diskontinuität: der semantologischen Differenz zwischen den Epochen der Renaissance und der Klassik.<sup>5</sup> Anders gesprochen: Der Epochenbruch, verstanden als semantologische Differenz, ergibt erst die Fundamentalfigur der Repräsentation, aus der dann die genannten Distinktionen, darunter die Seinsweise der Sprachzeichen, hervorgehen. In diesem Sinne gebührt der semantologischen Differenz ein archäologischer Vorrang gegenüber einer Ontologie der klassischen Sprache. Dieser Vorrang etabliert sich über die Figur der Repräsentation. Die ontologische Abhängigkeit der klassischen Sprache von der Repräsentation wird im Folgenden als die *Deduktion des Diskurses* expliziert.

Wozu aber soviel Aufhebens um eine Ontologie der klassischen Sprache? Für den Zweck unserer Arbeit ist eine Herausarbeitung dieser Ontologie insofern unentbehrlich, als es ihre historischen Transformationen sind, aus denen sich die sprachontologische Eigenart der Archäologie selbst ergibt. Die Problematik sowohl des klassischen Denkens, das sich in der Gestalt der Repräsentation meldet, als auch des klassischen Zeichens, das als eine innere Spiegelung oder Doppelung der Repräsentation funktioniert, ist keinesfalls nur von antiquarischem Interesse. Insofern sie in transformierter Gestalt in den diversen Strukturalismen und Formalismen<sup>6</sup> des zwanzigsten Jahrhunderts erneut auftaucht, gehört sie vielmehr

- 5 Somit erscheint die Figur der Repräsentation als eine *nichtpositive Affirmation*, das heißt, als eine Affirmation des Nichtseins der Ähnlichkeit oder des *Seins der Differenz*, die an der Schwelle zwischen den Wissenswelten der Renaissance und der Klassik als Riss im universellen Faden der Ähnlichkeit in Erscheinung tritt. [Siehe Kap. 14 dieser Arbeit.]
- 6 Bei den darin vertretenen Zeichenauffassungen wird ausnahmslos zwischen einem Signifikanten und einem Signifikat unterschieden. Das Zeichen ist somit ein binäres Verhältnis der Repräsentation eines Signifikats durch einen Signifikanten. Diese Unterscheidung, die von Saussure getroffen wurde, zeigt das Ereignis einer seltsamen „Wiederkehr“ der klassischen Binarität an. „Es war wohl [...] notwendig, dass bei der Wiederentdeckung des Projekts einer allgemeinen Semiotik Saussure eine Definition des Zeichens gegeben hat, die „psychologisch“ hat erscheinen können (Verbindung eines Begriffs und eines Bildes): Tatsächlich entdeckte er da erneut die klassische Bedingung dafür, die binäre Natur des Zeichens zu denken.“ [OD: 102/MC: 81 (m).] Doch die Tatsache dieser Entdeckung impliziert keineswegs eine bloße Wiederholung der klassischen Seinsweise der Zeichen und der Sprache. Denn, im Unterschied zur wesentlich kartesischen Analyse der *Grammaire générale*, betrachtet „die Saussuresche Linguistik die Sprache nicht als eine Übersetzung des Denkens und der Repräsentation [...]: sie betrachtet sie als eine Form der Kommunikation.“ [„Linguistik und Sozialwissenschaften“, Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 70: 825.] Bereits in seinen Anagrammen, vor seinem bahnbrechenden Cours, bestimmt Saussure den Diskurs als Kommunikation: Die Folge der Wörter der Sprache „wird einem menschlichen Wesen nie etwas anzeigen, wenn ihm nicht ein anderes menschliches Wesen, das sie ausspricht, etwas damit bezeichnen (signifier) will.“ [J. Starobinski (1980): 8-9.] In der klassischen Epoche dagegen ist die

zum historischen Problem-Umfeld der Archäologie selbst. Diesem Problemfeld gegenüber bestimmt die Archäologie sich selbst als Kritik der Repräsentation.<sup>7</sup>

Sprache „das konkrete Band von der Repräsentation zur Reflexion. Sie ist nicht so sehr das Instrument der Kommunikation der Menschen untereinander wie der Weg, auf dem die Repräsentation notwendig mit der Reflexion kommuniziert“. [OD: 120/MC: 98 (m).] Wenig später als Saussure entdeckt auch der junge Wittgenstein die Binarität des Zeichens: „Die Möglichkeit des Satzes beruht auf dem Prinzip der Vertretung von Gegenständen durch Zeichen“ [*Tractatus* 4.0312, Wittgenstein (1921): 37.] Aber auch für Wittgenstein sind Sprache und Kommunikation wesentlich mit einander verschränkt: „Der Begriff der Sprache [...] liegt im Begriff der Verständigung.“ [Wittgenstein (1969): 193.]

- 7 Die näheren Züge dieser archäologischen Repräsentationskritik sollen im weiteren Verlauf unserer Wiederschreibung sichtbar werden. Damit stellen wir uns allerdings in einen deutlichen Abstand zu Manfred Franks Einschätzung, nach der die Archäologie eine unkritische Übernahme des „Repräsentationsmodells“ und somit Beispiel eines vormodernen bzw. vorkritischen Denkens sein soll. [Frank (1984): 160.] Diese Einschätzung erscheint uns in ihrer ganzen Arglosigkeit als der Endpunkt einer Kette von Vermengungen. Frank verwechselt zuerst die klassische *Repräsentation* mit dem postklassischen *Bewusstsein*. Damit muss die Doppelung der Repräsentation als eine proto-fichteanische Selbstreflexivität des Bewusstseins erscheinen. Daraus wiederum ergibt sich eine Reihe von Kontinuitäten. An die Stelle des großen epistemischen Bruchs gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts tritt eine schlechende, d.h. evolutionäre Kontinuität zwischen den klassischen Erkenntnistheorien (bzw. „Ideologien“) und den Subjektphilosophien des Deutschen Idealismus [*Ibid.*: 164, 179]. An die Stelle von Foucaults Unterscheidung zwischen dem immanent-objektiven Sprachsystem der strukturalen Linguistik und dem logisch-grammatikalischen Funktionieren des klassischen Diskurses – in der gleichen Einleitung zur Allgemeinen Grammatik [„Einleitung“, Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 932-934, siehe unsere Ausführungen weiter unten], die Frank ja auch rezipiert – tritt eine Kontinuität zwischen Saussure und der Allgemeinen Grammatik, die der Archäologie als eines ihrer Ergebnisse unterstellt wird [Frank (1984): 158-159]. Schließlich tritt an die Stelle des Unterschiedes zwischen einer semantologischen und einer semiologischen Sprachkonzeption die unheimlichste dieser Kontinuitäten – diejenige zwischen der Archäologie selbst und der strukturalen Linguistik: „Die moderne Linguistik [...] ist das eigentliche Modell der Archäologie“ [*Ibid.*: 209]. Damit identifiziert Frank die Archäologie als „Neostrukturalismus“, genauer: als eine Verknüpfung zwischen „Foucaults Variante des Strukturalismus“ und „den universalgrammatischen Konzepten der klassischen Zeit, in denen ja auch das Denken im Zeichengebrauch sich selbst [...] darstellt“ [*Ibid.*: 213]. Diese drei Kontinuitäten – zwischen dem klassischen Denken und der Subjektphilosophie, der klassischen Diskurstheorie und dem Strukturalismus und schließlich dem Strukturalismus und der Archäologie selbst – erfolgen aus der anfänglichen Verwechslung zwischen der Repräsentation und dem Bewusstsein. [Siehe Kapitel 3, Anm. 3.] Auf der Grundlage dieser Kontinuitäts-Bahnen kann Frank schließlich das Entscheidende der Archäologie – ihren Ereignischarakter – übergehen und ihr Verfahren auf eine schlichte Wiederaufnahme des „Repräsentationsmodells“ reduzieren. Jede Kritik an einer solchen Reduktion ist daher angehalten, gerade die repräsentationskritische Dimension der Archäologie freizulegen, wozu wir aber auch Foucault selbst zitieren können: „Trotz gewisser Ähnlichkeiten, ist es weder die Linguistik, noch [...] die Zeichenanalyse, die die Allgemeine Grammatik erneut vor unsere Aufmerksamkeit geführt hat, sondern eher diese heutige Mutation, die in die Sprachtheorie die In-

Sie bestimmt sich als Kritik, insofern sie zugleich und in einem damit auch Ontologie ist. Denn jedes Denken sieht sich seit Nietzsche dazu verpflichtet, „in absoluter Weise und in derselben Bewegung Kritik und Ontologie“ zu sein.<sup>8</sup> Die Archäologie ist eine Ontologie, die das historische Sein der Zeichen und der Sprache denkt und im Zuge dieses Denkens, wie wohl auch vorgängig dazu, in die Seinsweise ihrer eigenen Sprache gelangt. Aber bereits von dieser ihrer Seinsweise her funktioniert der archäologische Diskurs als Kritik der Repräsentation. Denn die Seinsweise der Sprache der Archäologie kann sich nur im Raum einer semantologischen Differenz gegenüber dem binären Zeichen konstituieren. Erst im Raum dieser erneuten Öffnung und Offenheit, in der die Herrschaft des binären Zeichens zu taumeln beginnt und ihre Seinsweise sich als eine nicht-universelle und *endliche* manifestiert, kann sich die Seinsweise der archäologischen Sprache ereignen.<sup>9</sup> Eine solche Repräsentationskritik wird seit de Saade<sup>10</sup> und der frühromantischen Revolte<sup>11</sup> von der literarischen Moderne geleistet. Im Element dieser Repräsentationskritik und der mit ihr einhergehenden semantologischen Differenz besteht die wesentliche Affinität zwischen Literatur und Archäologie.<sup>12</sup> Wir kommen im Laufe dieser Arbeit auf diesen Zusammenhang zurück.

---

stanzen dessen, der spricht, und dessen, wovon er spricht, einführt, d.h.: die Instanz des Diskurses. Von neuem nähern sich die Organisation der Sprache und die Konstitution der Objektivität; *aber die Ordnung ihrer Abhängigkeit ist die Umkehrung derjenigen, die in der klassischen Epoche bestanden hat*: es ist im Element des Diskurses, dass fortan die Möglichkeit der Objekte, die Präsenz eines Subjektes und die ganze positive Auseinanderfaltung der Welt analysiert werden müssen.“ [Anmerkung 27, „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 955/DE I: 750-751 (m). (Hervorh. v. Verf.)] Es gehört zu den Aufgaben dieser Arbeit, die eben genannte Mutation als den Ort der Archäologie selbst auszuweisen.

- 8 „Wäre nicht das Spiel von Grenze und Überschreitung in unseren Tagen der wesentliche Prüfstein eines Denkens des „Ursprungs“, dem uns Nietzsche seit Anbeginn seines Werkes überantwortet hat – eines Denkens, das in absoluter Weise und in derselben Bewegung Kritik und Ontologie wäre, eines Denkens, das die Endlichkeit und das Sein dächte?“ [VÜ: 40/ DE I: 239 (m)]
- 9 Siehe Anm. 7, letztes Zitat. Die erneute Öffnung und Offenheit der neuesten Differenz ist die dort genannte „Mutation“.
- 10 „[...] das Werk de Sades [spielt] in unserer Kultur die Rolle eines unaufhörlichen, ursprünglichen Gemurmels. Mit jener Gewalt des endlich um seiner selbst willen ausgesprochenen Namens taucht die Sprache in der Rohheit des Dinges [und nicht der Distanz der Repräsentation] auf. [...] [Damit] wird es einen nichtdiskursiven Diskurs geben, dessen Rolle es sein wird, die Sprache in ihrer rohen Existenz zu manifestieren. [...] Und der Diskurs, der diese Existenz festhält und um ihrer selbst willen freigibt, ist die Literatur.“ [OD: 162/MC: 134 (m).]
- 11 Vgl. Menninghaus (1987), Kap. III.
- 12 Siehe Mazumdar (2000).



## 15. Die Kraft der Zeichen und die Natur des Menschen

### 15.1 *Exkurs. Zur epistemischen Notwendigkeit der Zeichenexistenz*

Die Notwendigkeit der Zeichenexistenz ergibt sich aus der wesentlichen Transparenz (Klarheit und Deutlichkeit) der Repräsentation. Diese Transparenz beinhaltet nicht nur die vollständige Sichtbarkeit des Seins in der Repräsentation, sondern im gleichen Maße die Sichtbarkeit der Repräsentation ihrerseits. Die Sichtbarkeit des Seins wird durch die Figur der Repräsentation bewirkt. Die Sichtbarkeit der Repräsentation ihrerseits geschieht durch eine eigentümliche Selbstspiegelung oder Doppelung der Repräsentation in der allgemeinen Gestalt des Zeichens. Als Medium des Vergleichs der Repräsentationen funktioniert das Zeichen im klassischen Zeitalter auch als Medium ihrer Sichtbarkeit. Denn (a) Vergleichbarkeit impliziert Sichtbarkeit: Was verglichen werden soll, muss überhaupt erst in den Blick gekommen sein; (b) es sind aber nicht die Dinge in ihrer Unmittelbarkeit, sondern Repräsentationen – ihrerseits Medium der Sichtbarkeit der Dinge –, die dem Vergleich unterzogen werden; (c) um vergleichbar zu sein, müssen die Repräsentationen ihrerseits sichtbar werden.<sup>13</sup> Man kann in diesem dreigliedrigen Argument einen grundlegenden semantologischen Syllogismus sehen, der die gesamte epistemische Dynamik des klassischen Diskurses lenkt.

Die vom Vergleich vorausgesetzte Sichtbarkeit der Repräsentationen wird also durch die Zeichen gewährleistet. Die Kraft der Zeichen besteht in ihrer Fähigkeit, die Repräsentationen sichtbar (d.h. repräsentierbar) zu machen. Auch in diesem spezifischen Sinne ist das klassische Zeichen als Medium des Vergleichs der Repräsentationen charakterisierbar. Die Zeichen ermöglichen die Sichtbarkeit der Repräsentationen, aber die Repräsentationen ermöglichen ihrerseits die Sichtbarkeit der Dinge. Deshalb handelt es sich bei den Zeichen um eine Sichtbarkeit der Sichtbarkeit, eine potenzierte Sichtbarkeit der Dinge.<sup>14</sup> Aus dieser Eigenart des klassischen Zeichens als einer gedoppelten Sichtbarkeit der Dinge folgt die notwendige Verschränkung zwischen dem *Denken*, dessen allgemeinste und elementarste Form die Repräsentation ist<sup>15</sup>, und dem *Zeichen* als einer Repräsentation

13 Deshalb ist der mit den Zeichen untrennbar verwobene Ordnungsraum ein „gemeinsamer Ort für die Repräsentation und die Dinge, für die empirische Sichtbarkeit und die essentiellen Regeln [...]“ [OD: 295/MC: 252 (m).]

14 Das impliziert: Eine archäologische Analyse muss das klassische *Bild* als eine Sichtbarkeit der Sichtbarkeit der Dinge betrachten. Foucaults Analyse des Velasquez-Bildes hebt in genau diesem Sinne seinen Doppelungs-Charakter hervor. Da eine solche Analyse mit einem Schlag die Seinsweise des klassischen Zeichens freilegt, wird sie an den Anfang des Buches gestellt.

15 Siehe OD: 131/MC: 107.



der Repräsentation. Die Eigenart des klassischen Zeichens als Doppelung der Repräsentation impliziert die wesentliche Diskursivität des klassischen Denkens.

Die Erörterung der Seinsweise des Zeichens im klassischen Zeitalter muss also mit einer radikalen Frage einsetzen: Inwiefern ist die Existenz des Zeichens *notwendig* für das klassische Wissen? Die Antwort auf diese Frage ergibt die Natur des Zeichens als Doppelung der Repräsentation. Denn: Die Existenz des klassischen Zeichens erweist sich als notwendig, sofern es dazu dient, das Wissen abzugrenzen und seine Wahrheitsfähigkeit zu sichern. Zu dieser Doppelleistung ist das Zeichen aber nur dann befähigt, wenn es die Repräsentation selbst zu repräsentieren vermag. Die Existenz des Zeichens ist notwendig, insofern es als Doppelung der Repräsentation existiert. Im Folgenden wird die epistemische Notwendigkeit der Existenz des klassischen Zeichens gemäß den Forderungen der Abgrenzung und Sicherung des Wissens bestimmt.

Wir haben mit Foucault das Ereignis des Epochenbruchs zwischen der Renaissance und der Klassik als eine spontane Zersetzung der Welt der Ähnlichkeit und als die Serie der daraus erfolgenden Distinktionen charakterisiert. Mit der Spaltung der buchartigen Welt der Ähnlichkeit fallen die Seinsgebiete des Denkens und der körperlichen Dinge auseinander. Doch befinden sich diese Gebiete keineswegs gleichgültig nebeneinander. Sie sind anhand der binären Figur der Repräsentation aufeinander bezogen. An die Stelle der ternären Kontinuität des Seins in der Wesensbeziehung der Ähnlichkeit tritt die substitutive Wiederholung des Seins, das „Re-“ der Präsentation in der Repräsentation. An die Stelle der ternären Ontologie der Renaissance tritt in der klassischen Epoche die Wiederholungs-Ontologie eines binären Wissens.

Doch: Muss nicht das „Re-“ der Repräsentation, der Wiederholungscharakter dieser Ontologie, mit jeder aktuellen Repräsentation miterscheinen können? Gehört es nicht zum Funktionieren der Repräsentation, dass die repräsentierende *Idee* nicht für sich als unmittelbares Sein genommen wird, sondern als Wiederholung einer Präsenz und als Repräsentation eines *Objektes*? In der Tat genügt es nicht, dass das Sein in der Repräsentation sichtbar wird. Die *Sichtbarkeit* des Seins muss ihrerseits sichtbar werden können. Zugleich mit der Repräsentation des Seins muss das Verhältnis der Repräsentation als solches in Erscheinung treten können.

Diese Forderung wird in dem kartesischen Kriterium der Klarheit und Deutlichkeit ausgesprochen. Ist eine Repräsentation vollkommen durchlässig für das Sein, dann heißt sie klar: „Klar (clara) nenne ich die Erkenntnis, welche dem aufmerkenden Geiste gegenwärtig und offenkundig ist, wie man das klar gesehen nennt, was dem schauenden Auge gegenwärtig ist und dasselbe hinreichend kräftig und offenkundig erregt.“<sup>16</sup> Eine vollkommen transparente Repräsentation ist aber gerade wegen ihrer Transparenz nicht sichtbar und eine unsichtbare Repräsentation kann man nicht von anderen Repräsentationen unterscheiden, folglich

---

16 Descartes (1992), Abschnitt 45: 15.

auch nicht in einer Reihenordnung unterbringen. Deshalb muss zusätzlich zur Klarheit die Forderung der Deutlichkeit aufgestellt werden: „Deutlich (*distincta*) nenne ich aber die Erkenntnis, welche, bei Voraussetzung der Stufe der Klarheit, von allen übrigen so getrennt und unterschieden (*sejuncta et praecisa*) ist, dass sie gar keine andren als klare Merkmale in sich enthält.“<sup>17</sup>

Das impliziert die Notwendigkeit einer zweiten Repräsentation. Eine Repräsentation funktioniert als wahre Repräsentation nur dann, wenn sie ihrerseits in einer zweiten Repräsentation repräsentierbar ist. Neben der Repräsentation eines Objektes in einer Idee muss die Differenz zwischen der Idee und dem Objekt in einer zweiten Idee repräsentiert werden können. Aber auch diese zweite Repräsentation muss klar und deutlich sein. Folglich muss sie in einer dritten Repräsentation repräsentierbar sein, usw. Ein unendlicher Regress ist vermeidbar nur durch den Einsatz des Zeichens, d.h. einer Repräsentation, in der gleichzeitig das Repräsentierte und das Verhältnis der Repräsentation erscheinen können. Der unendliche Regress ist also vermeidbar nur durch eine „unvermeidliche Verlagerung“<sup>18</sup> der binären Figur der Repräsentation, „die in Beziehung zu sich selbst zurückweicht und sich völlig im Innern des bezeichnenden Elements ansiedelt“<sup>19</sup>. Genau in dieser Verlagerung, d.h. Differenz, besteht einerseits das *Gemeinsame* zwischen der einfachen Repräsentation und der zeichenartigen Repräsentation einer Idee durch eine andere. Die einfache Repräsentation funktioniert als Differenz zwischen einer Idee und einem Objekt. Die zeichenartige Repräsentation funktioniert zusätzlich noch als innere Differenz (Verlagerung) und Doppelung der bezeichnenden Idee selbst. In dieser Verlagerung besteht aber andererseits auch ihr grundlegender *Unterschied*: „In seinem einfachen Sein als Idee oder als Bild oder als einer anderen assoziierten oder substituierten Perzeption ist das bezeichnende Element kein Zeichen. Es wird nur unter der Bedingung dazu, dass es zudem die Beziehung manifestiert, die es mit dem verbindet, was es bezeichnet. Es muss repräsentieren, aber diese Repräsentation muss ihrerseits in ihm repräsentiert sein.“<sup>20</sup>

Die Gestalt des klassischen Zeichens dient also erstens zur Vermeidung eines unendlichen Regresses. Sie dient aber zweitens auch zur Verhinderung eines möglichen Widerspruchs zwischen den Wahrheitskriterien der Klarheit und der Deutlichkeit. Sichtbar ist in der Regel, was selber undurchsichtig ist und dem Blick Widerstand bietet. Die Forderung nach Klarheit und Deutlichkeit der Repräsentation würde das Problem einer sichtbaren Transparenz, d.h. einer undurchsichtigen Durchsichtigkeit, aufwerfen, wenn nicht die gedoppelte Transparenz des Zeichens gegeben wäre, einer Transparenz zugleich im Hinblick auf ein Repräsentiertes und auf sich selbst.

17 *Ibid.*

18 OD: 99/MC: 78.

19 *Ibid.*

20 OD: 98/MC: 78 (m).

Die epistemische Notwendigkeit der Existenz des klassischen Zeichens erfolgt also aus der doppelten Notwendigkeit der Vermeidung des unendlichen Regresses und der Verhinderung des Widerspruchs zwischen den Wahrheitskriterien. Die eigentümliche Kraft des Zeichens, einerseits das klassische Wissen gegen den Regreß abzugrenzen und andererseits seine Wahrheitsfähigkeit zu sichern, ergibt sich aus seiner Eigenart als Doppelung der Repräsentation.

Im Herzen der Repräsentation funktioniert die Zeichenverbindung als diese Doppelung. Die Analyse des Zeichens legt die Zeichenverbindung als zwei distinkte Repräsentationen auseinander, und „die bezeichnende Idee verdoppelt sich, denn die Idee, die darin eine andere ersetzt, wird überlagert von der Idee ihrer repräsentierenden Kraft.“<sup>21</sup> Diese bezeichnende Idee „kann das Zeichen einer anderen nicht nur deshalb sein, weil sich zwischen ihnen eine Verbindung der Repräsentation errichten kann, sondern weil diese Repräsentation sich selbst stets im Innern der Idee, die repräsentiert, repräsentieren kann. Oder auch, weil in seinem [des Zeichens] eigenen Wesen die Repräsentation senkrecht zu sich selbst steht: Sie ist zugleich *Indikation* und *Erscheinen*, Beziehung zu einem Objekt und Manifestation ihrer selbst. Vom klassischen Zeitalter an ist das Zeichen die *Repräsentativität* der Repräsentation, insoweit sie *repräsentierbar* ist.“<sup>22</sup>

Es ist die Funktionsweise der klassischen Ontologie selbst – die epistemische Notwendigkeit, dass erst die Sichtbarkeit der Repräsentationen sie zur Wahrheit befähigt – aus der die genannte Verschränkung zwischen der Repräsentation und dem Zeichen erfolgt. Anders gesprochen: Das Zeichen geht aus dem epistemisch Ungenügenden der einfachen Repräsentation hervor. Das Zeichen ist *mehr* als die einfache Repräsentation. Denn, in der Zeichenverbindung steht die Repräsentation senkrecht zu sich selbst. Diese Verbindung zeigt nicht nur: Sie zeigt zugleich, *dass* sie zeigt. Das Zeichen ist die „der Repräsentation eigene(n) Kraft, sich selbst zu repräsentieren.“<sup>23</sup>

## 15.2 Die Diskursivität des Denkens

Aber nicht nur das *Verhältnis der Repräsentation* muss in einer erneuten Repräsentation gegeben sein, was als die Doppelung der Repräsentation im Zeichen geschieht. Auch die *repräsentierende Idee* muss in einer anderen Idee gegeben sein. Die wesentliche Verschränkung zwischen der Repräsentation und dem Zeichen zeigt sich, sobald man versucht, die Repräsentation selbst zu analysieren. Der erste Schritt der Analyse legt die zwei Momente der Repräsentation in ihrer Isolierung frei. Gegeben sind eine Idee und ein Objekt. Das Objekt ist in der Idee gegeben. Worin aber ist die Idee gegeben? Die Idee ist im Medium des Zeichens, in einer bezeichnenden Idee gegeben. Diese bezeichnende Idee wiederum muss

---

21 OD: 99/MC: 78 (m).

22 OD: 99/MC: 79 (m).

23 OD: 101/MC: 80.

in einer zweiten gegeben sein, und diese zweite in einer dritten usw. Mit fortgesetzter Analyse fächert sich die Repräsentation in einer Zeichenkette auseinander. Nicht nur die Frage der Wahrheitsfähigkeit der Repräsentation, sondern auch ihre wissenspraktische Entfaltung zu einer Reihenordnung manifestiert die wesentliche Verschränkung zwischen der Repräsentation und dem Zeichen.

Aus dieser archäologisch notwendigen Verschränkung zwischen der Repräsentation und der Bezeichnung folgen die wichtigsten Eigenschaften des klassischen Denkens, allen voran seine inhärente Diskursivität.

Insofern das Zeichen ein Verhältnis der in sich gedoppelten Repräsentation ist, und insofern die in ihm verbundenen Elemente ihrerseits Repräsentationen sind, setzt die Zeichenverbindung die binäre Figur der Repräsentation voraus. Deshalb wird in der klassischen Zeichentheorie das Zeichen binär konzipiert, und deshalb ist diese Theorie ihrerseits in einer philosophischen „Ideologie“, d.h. einer allgemeinen Theorie der Repräsentation und ihren Formen, den Ideen, verwurzelt.<sup>24</sup>

Einerseits also wurzelt das Zeichenverhältnis in der Figur der Repräsentation. Andererseits aber ist der Gesamttraum der Repräsentation – und damit auch des Denkens – von Zeichenverbindungen strukturiert: „Sobald eine Repräsentation mit einer anderen verbunden ist und in sich diese Verbindung repräsentiert, gibt es das Zeichen“<sup>25</sup>. Das klassische Denken bedarf von seiner archäologischen Beschaffenheit her des Mediums der Zeichen, d.h. der zeichenartigen Verbindungen als der einzigen, die wahrheitsfähig sind und innerhalb derer eine Repräsentation sich überhaupt zu einer anderen verhalten kann.

Deshalb kann die Repräsentation unter keinen Umständen unabhängig von Zeichen gegeben sein. Das heißt: Die Repräsentation kann aus den ihr inhärenten zeichenartigen Verbindungen niemals herausfallen und kann folglich niemals als den Zeichen vorgängig und in einem Bewußtsein gegebene *Bedeutung* sein. Diese Verschränkung zwischen dem Zeichen und der Repräsentation (Doppelung der Repräsentation) ist die Bedingung der Unmöglichkeit jeder anthropologistischen Theorie des Bewußtseins im klassischen Zeitalter.<sup>26</sup> Schließlich folgt also aus der Doppelung der Repräsentation in der Zeichenverbindung, dass Bedeutung und Zeichen in einander gehalten sind und dass folglich in dieser Wissensdisposition eine „Semiologie“ (Theorie der Zeichen) und eine „Hermeneutik“ (Analyse der Bedeutung) niemals gesondert auftreten können. Wie in der Renaissance, aber in anderer Weise als damals, überlagern sich mit archäologischer Notwendigkeit die Semiologie und die Hermeneutik.<sup>27</sup>

24 OD: 100/MC: 79.

25 OD: 100/MC: 79 (m).

26 Deshalb muss man vor jeder Verwechslung zwischen der Doppelung der Repräsentation und dem Selbstbewußtsein der nachklassischen Philosophie auf der Hut sein. Siehe Anm. 7 dieses Kapitels.

27 „Wie im sechzehnten Jahrhundert überlagern sich „Semiologie“ und „Hermeneutik“, aber in einer anderen Form. Im klassischen Zeitalter treffen sie sich nicht mehr

Die Fundierung der Zeichen in der Repräsentation, die Ko-Extensivität der Bereiche der Repräsentation und der Zeichen, und schließlich die Unmöglichkeit einer gesonderten Theorie der Bedeutung: Diese drei Aspekte des klassischen Wissens folgen *mittelbar* aus der zweifachen Notwendigkeit, dieses Wissen abzugrenzen und seine Befähigung zur Wahrheit zu sichern; und *unmittelbar* aus der Seinsweise des klassischen Zeichens. Sie sind die unmittelbaren Konsequenzen der Kraft oder des Vermögens der Zeichen, die Repräsentation gemäß ihrer Doppelung sichtbar werden zu lassen. Im Falle der Sprachzeichen manifestieren sich diese Konsequenzen als die inhärente Diskursivität des Denkens: a) Wenn die Zeichenverbindung die binäre Repräsentation voraussetzt, dann muss eine Theorie des Diskurses in einer allgemeinen Theorie der binären Repräsentation begründet sein. Tatsächlich wurzelt die Allgemeine Grammatik in der Logik, wie dies von der Logik und Grammatik von Port-Royal auf exemplarische Weise bestätigt wird;<sup>28</sup> b) Gerade an der Logik von Port-Royal, an der Funktion einer Theorie der Namen für ihre Begriffstheorie und einer Theorie des Verbs für ihre Urteilstheorie, kann man ablesen, in welchem Maße umgekehrt die Logik auf die Grammatik verwiesen ist, und im Allgemeinen das klassische Denken auf das Medium des Diskurses. c) Aus dieser diskursiven Verschränkung der Repräsentationen mit den Namen und dem Verb folgt, dass es keine im Bewusstsein vorausgefertigte außerdiskursive Bedeutungen geben kann: Die Logik von Port Royal ist keine moderne Theorie der Bedeutungen.

### 15.3 Das epistemologische Gewicht der Zeichen

Aus dem spontanen Zerfall der Ähnlichkeit und den Unterscheidungen der Analysis, der Heraufkunft der Repräsentation und ihrer Doppelung im Zeichen ergibt sich die archäologisch bedeutsamste Eigenschaft des klassischen Denkens: seine inhärente Diskursivität. Umgekehrt ergibt sich die wesentliche Zugehörigkeit der Zeichen zum Raum des Denkens. Aus dem spontanen Zerfall der Ähnlichkeit erfolgt eine fundamentale Spaltung der Welt: die Absonderung der Bereiche der Repräsentation und des Seins, und der Rückzug der Zeichen aus der ehemals buchartigen Welt und ihre Einschränkung auf den Raum der Repräsentation, d.h. des Denkens. Im Zuge dieses Rückzuges der Zeichen und ihrer Einschränkung auf den Raum des Denkens entsteht ihre eigentümliche Kraft, die Erkenntnisse zu verbinden.

Diese Kraft bekundet sich in ihren neuen Eigenschaften. Die Repräsentation und das Zeichen verschränken sich in der Doppelung der Repräsentation und aus dieser Verschränkung folgt, dass dem Zeichen gewisse Eigenschaften der Erkenntnis zukommen. Als Medium des Vergleiches verbindet ein Zeichen zwei

---

im dritten Element der Ähnlichkeit, sondern verbinden sich in jener der Repräsentation eigenen Kraft, sich selbst zu repräsentieren. Es wird also keine Zeichentheorie geben, die von der Analyse der Bedeutung zu unterscheiden wäre.“ [OD: 101.]

28 Siehe Teil 4, „Logik und Grammatik“, des nächsten Abschnitts.

Repräsentationen und lässt in einer Doppelung diese Verbindung sichtbar werden. Damit ist sie eine wesentliche Relation der Erkenntnis. Die Kehrseite der Diskursivität des Denkens ist das *epistemologische Gewicht* der Zeichen und damit auch des Diskurses.

Die Zeichen sind nicht mehr Schrift der Welt, nicht einmal Schrift in erster Linie, sondern Relationen der Erkenntnis, eine Art von Grundgewebe, innerhalb und mittels dessen die Verbindung von Ideen und die Herstellung von Ordnung, d.h. Erkenntnis im klassischen Sinne, stattfinden kann. Die Erkenntnis erfasst und vergleicht die Dinge gemäß dem reinen und universalisierten Akt des Vergleiches. Die klassische Dingauffassung meint jedoch nicht Objekte in ihren ontologischen Sondernaturen, sondern die Substitution der Objekte in den Ideen. Es sind deshalb die Substitutionsverhältnisse, die im Erkenntnisakt mit einander verglichen werden. Anders gesprochen: Die klassische Erkenntnis bezieht zwar zwei Dinge aufeinander, jedoch nicht über ein Drittes, das auf der gleichen Ebene läge, das zugleich Ding und Verweisungsverhältnis wäre, wie die Ähnlichkeiten der Renaissance. Sie vergleicht sie vielmehr direkt miteinander, als Substitutionen bzw. Repräsentationen, und der Vergleich selbst findet im diskursiven Gewebe der universellen menschlichen Weisheit statt. Diese Weisheit ist aber kein vorgängiges Wissen. Sie ist nicht, wie bei Kant, die reine Instanz der Synthesis eines endlichen Wissens, oder, mit Heidegger gesprochen, ein wurzelhaft geeinigtes Doppelvermögen aus ursprünglicher Synthesis und reiner anschaulicher Rezeptivität.<sup>29</sup> Die universelle Weisheit der *mathesis* ist kein Vorauswissen und keine Voraussetzung des empirischen Wissens. Sie ist vielmehr, neben der intuitiven, die deduktive Hälfte der klassischen Ontologie: Herstellung von Ordnung durch das bezeichnende Unterscheiden und Verbinden intuitiv gegebener Repräsentationen. Die klassische Erkenntnis existiert nicht als Bezugnahme auf ein Drittes, weder auf die Ähnlichkeit der Renaissance, noch auf ein transzendentes Vorauswissen<sup>30</sup> bzw. positivistische „Empirizität“ einer nachklassischen Wissenschaft. Sie existiert als binärer Vergleich der Repräsentationen im Medium der Zeichen. Die Zeichen im Allgemeinen und der Diskurs im Besonderen sind nicht mehr Schrift der Welt. Sie sind vielmehr *Textur der Erkenntnis*.

Dieser Status der Zeichen – in ihrer Unterschiedenheit gegenüber den Dingen sowie in ihrer Eigenart als Textur der Erkenntnis – manifestiert sich in ihren

29 Siehe Heidegger (1973), Abschnitt 14.

30 Inwieweit impliziert dieses Vorauswissen ein Drittes als Medium des Vergleiches? Bei der Erörterung der synthetischen Urteile stößt die Transzendentalphilosophie auf die Frage nach einer ternären Stütze der darin verglichenen Repräsentationen: „Wenn ich über den Begriff A hinausgehen soll, um einen anderen B als damit verbunden zu erkennen, was ist das, worauf ich mich stütze, und wodurch die Synthesis möglich wird?“ [Kant (1781/87): 54 (B 12-13/A 9)] Diese Urteile implizieren einen Typ von Vergleich, den Kant im Allgemeinen als Bezugnahme auf ein Drittes bestimmt. In seiner Logik bestimmt er ihn als „die Komparation, d.i. die Vergleichung der Vorstellungen unter einander im Verhältnisse zur Einheit des Bewußtseins“. [Kant (1800): 524.]

Eigenschaften. Insofern die Zeichen nicht mehr Dinge der Welt sind, können sie erstens gleichermaßen natürlich wie auch arbiträr sein. Arbiträre Zeichen können sogar nützlicher sein als natürliche, denn sie besitzen nicht jene Starrheit, die auf eine Festlegung gemäß irgendeinem ontologischen Diktat folgt. Vielmehr werden sie je nach der Pragmatik ihres Funktionierens vereinbart, was ihnen eine größere Biegsamkeit gewährt. Zu diesem Funktionieren gehört die für den Diskurs unerlässliche Funktion der Bezeichnung der Affirmation, die von dem Verb *sein* ausgeübt wird.<sup>31</sup> *Arbiträr* besagt also keineswegs die vollkommene Beliebigkeit<sup>32</sup> des Zeichenverhältnisses, sondern das Zeichen „in der Fülle seines Funktionierens“.<sup>33</sup>

Insofern die Zeichen keine Dinge mehr sind, erscheinen sie zweitens als eine ordnungsstiftende Unterscheidung *zwischen* den Dingen. Sie gehen zunächst aus dem Unterschied zwischen den Dingen hervor und setzen wiederum ihrerseits die Unterscheidung zwischen den Dingen fort. Das Wesen des Zeichens ist Differenz: In der klassischen Epoche „wird das Zeichen durch seine ihm wesentliche Dispersion charakterisiert“<sup>34</sup>. Es ist deshalb unerheblich, ob das bezeichnende Element der Gesamtheit des Bezeichneten angehört oder davon unterschieden ist. In beiden Fällen beruht die Zeichenverbindung auf Unterscheidung. Sie bedarf in beiden Fällen der analytischen Sonderung des bezeichnenden Elementes aus einem Gesamtgeflecht der Eindrücke und bewirkt in jedem Fall die Sonderung des bezeichneten Elementes aus *demselben* oder einem *anderen* Geflecht aus Eindrücken. „Die Konstitution des Zeichens ist also von der Analyse untrennbar. Es ist ihr Resultat, weil es ohne sie nicht erscheinen könnte. Es ist auch ihr Instrument, weil, wenn es einmal isoliert und definiert ist, es auf neue Eindrücke übertragen werden kann – und da spielt es in Beziehung zu diesen gleichsam die Rolle eines Rasters. Weil der Geist analysiert, erscheint das Zeichen [d.h.: Die

31 Vgl. dazu die Logik von Port-Royal: „On expliquera, en traitant des propositions, une vérité importante sur ces sortes des signes [d.h. die arbiträren Zeichen], qui est que l'on en peut, en quelque occasions, *affirmer* les choses signifiées.“ [Arnauld/Lancelot (1662): 48. (Hervorh. v. Verf.)]

32 „Enfin, il y a une grande équivoque dans ce mot d'arbitraire, quand on dit que la signification des mots est arbitraire, car il est vrai que c'est une chose purement arbitraire que de joindre une telle idée à un tel son plutôt qu'à un autre; mais les idées ne sont point des choses arbitraires et qui dépendent de notre fantaisie, au moins celles qui sont claires et distinctes, et, pour le montrer évidemment, c'est qu'il serait ridicule de s'imaginer que des effets très-réels puissent dépendre de choses purement arbitraires.“ [*Ibid.*: 37.]

33 „[...] das geschaffene Zeichen ist das Zeichen in der Fülle seines Funktionierens. Dieses ist es, das die Trennungslinie zwischen dem Menschen und dem Tier zieht; das die Vorstellungskraft in willentliche Erinnerung, die spontane Aufmerksamkeit in Reflexion und den Instinkt in vernünftige Erkenntnis transformiert. [...] Von diesen vereinbarten Zeichen sind die natürlichen Zeichen nur die rudimentäre Skizze, ein ferner Entwurf, der nur durch die Einführung des Arbiträren vollendet werden wird.“ [OD: 96/MC: 76 (m).]

34 OD: 94/MC: 74.



Repräsentation ist die Voraussetzung des Zeichenverhältnisses]. Weil der Geist über Zeichen verfügt, hört die Analyse nicht auf, sich fortzusetzen. Man begreift, warum von Condillac bis zu Destutt de Tracy und zu Gerando die allgemeine Lehre der Zeichen und die Definition des analytischen Vermögens des Denkens sich sehr genau in einer einzigen und derselben Erkenntnistheorie überlagert haben.“<sup>35</sup>

Insofern aber die Zeichen Textur der Erkenntnis sind, nehmen sie drittens die Eigenschaften der Erkenntnis an. Deshalb können sie, wie auch die Erkenntnis, wahrscheinlich oder gewiß sein. Sie sind nicht mehr jenseits aller Zweifel, wie die Signaturen der Renaissance, und existieren nicht mehr unabhängig von und vorgängig zu ihrem Erkenntnis. Sie existieren „erst von dem Augenblick an, in dem die Möglichkeit einer substitutiven [und deduktiven] Beziehung zwischen zwei bereits [intuitiv] *erkannten* Elementen *erkannt* wird. Das Zeichen [...] bildet sich stets nur durch einen Akt der Erkenntnis.“<sup>36</sup>

## 15.4 Die Natur des Menschen

Die inhärente Diskursivität des Denkens verweist auf ein enges Band zwischen der Natur der Zeichen und der Natur des Menschen. Die Zeichen haben ihren Ort „im Innern der Repräsentation, im Zwischenraum der Idee, in jenem schmalen Raum [...], in dem sie mit sich selbst spielt, sich auseinandersetzt und sich wieder zusammensetzt.“<sup>37</sup> Dieser gleiche Zwischenraum liefert aber auch die Konturen der menschlichen Natur, die sich „in jenem schmalen Überborden der Repräsentation ansiedelt, das ihr gestattet, sich zu repräsentieren (die ganze menschliche Natur liegt darin: gerade genug außerhalb der Repräsentation, damit sie sich erneut präsentiert, in dem weißen Raum, der die Präsenz der Repräsentation und das „Re-“ ihrer Wiederholung trennt)“<sup>38</sup>. Beide – die Zeichen wie auch die menschliche Natur – haben ihren gemeinsamen Ort in der Doppelung der Repräsentation. Darin sind sie zu einem einzigen Text verwoben, in dem sich die Welt analysiert findet.

Auf der einen Seite haben wir also die *Ähnlichkeit* als die große Kraft der Verwirrung aller Ordnung, als eine rudimentäre Kraft der Attraktion<sup>39</sup>, die die an sich distinkten Repräsentationen zu einander zieht und in ihren trügerischen

35 OD: 95/MC: 75 (m).

36 OD: 93/MC: 73 (m).

37 OD: 102/MC: 81 (m).

38 OD: 106/MC: 85 (m).

39 Mit diesem Ausdruck kennzeichnet Hume die Ähnlichkeit: „These are therefore the principles of union or cohesion of our simple ideas [Ähnlichkeit, Kontiguität, Kausalität] and in the imagination supply the place of that inseparable connexion, by which they are united in our memory. Here is a kind of ATTRACTION, which in the mental world will be found to have as extraordinary effects as in the natural, and to shew itself in as many and as various forms.“ [„A Treatise on Human Nature“, Part I, Sec. IV, Hume (1878), vol. I: 321.]

Verwandtschaften überhaupt erst erscheinen lässt. In diesem Sinne ist die Ähnlichkeit eine „unerläßliche Einfassung“ für die Erkenntnis: Sie ist zugleich Bedingung (im Sinne eines notwendigen Hintergrundes bzw. Ausgangspunktes) und Grenze des klassischen Wissens.<sup>40</sup> Auf der anderen Seite aber haben wir die *Doppelung der Repräsentation*, genauer, die menschliche Natur selbst, als analytisches Vermögen, das mit Hilfe der Zeichen die Repräsentationen auseinander hält und in anderen Repräsentationen erscheinen lässt.

In der Renaissance hing das Buch der Welt in sich zusammen und verdoppelte sich im Mikrokosmos. Die Weisheit des Menschen bestand im Element einer fundamentalen Doppelung der Welt. In der Klassik hingegen hängt der Raum der Repräsentation in sich zusammen und verdoppelt sich in der Zeichenverbindung. Die Natur des Menschen besteht als die Doppelung der Repräsentation. Die Zeichen haben sich von der Welt gelöst, hören damit auf, Signatur und Schrift der Welt zu sein, und haben sich mit der Repräsentation und der Natur des Menschen verschränkt.

Damit kehren im Raum der Repräsentation die Formen, in denen die Welt der Renaissance zusammengehalten und verdoppelt wurde, wieder: die Verkettung (*convenientia*), die Spiegelung (*æmulatio*), ihre Überlagerung (*Analogie*), und schließlich die Zwillingskräfte (*Sympathie* und *Antipathie*). An die Stelle der *convenientia* tritt die Figur der Repräsentation selbst als (substitutive) Verkettung einer Idee mit ihrem Objekt und in der Folge als die zeichenartige Verkettung der Repräsentationen zu einer Reihenordnung. Zweitens tritt an die Stelle der *æmulatio* die Doppelung als innere Spiegelung der Repräsentation. Drittens überlagern sich in der Zeichenverbindung als Ganzem die *Verkettung* der Idee mit ihrem Objekt und die innere *Spiegelung* der in sich gedoppelten Repräsentation: An die Stelle der *Analogie* tritt also die Zeichenrelation. Schließlich tritt an die Stelle des Paares *Sympathie/Antipathie* das Paar Ähnlichkeit/Analyse. Denn: Ehemals standen die Kräfte der *Sympathie* und der *Antipathie* einander gegenüber, und brachten Bewegung in die Welt der Dinge. Nun aber stehen die Ähnlichkeit und die Analyse einander gegenüber und erzeugen die Bewegung einer *Genese* der Erkenntnis. Die Ähnlichkeit zeigt sich als eine jeder Erkenntnis vorausgehende Kraft der rudimentären Attraktion der Repräsentationen, so wie ehemals die *Sympathie* die Dinge zu einander zog. Die Analyse wirkt als eine erkenntnisstiftende Kraft, von der die Repräsentationen auseinandergehalten und in ihrem Unterschied festgehalten werden – was ehemals unter völlig anderen Wissensbedingungen die epistemische Figur der *Antipathie* leistete. Und die Erkenntnis

40 Die Ähnlichkeit findet sich, in „dieser Position der Grenze und der Bedingung“ [OD:104/MC: 83], an den Rand des klassischen Wissens gedrängt. Man erinnert sich: erst im Element dieser Ähnlichkeit, an den Grenzen des klassischen Wissens, berühren sich die Randfiguren des Irren und des Dichters: der Ire als „aus der Regel geratener Spieler des Selben und des Anderen“ [OD: 81/MC: 63 (m)], als Teilnehmer am unbegrenzten Spiel der Ähnlichkeiten, und demgegenüber der Dichter als Teilnehmer am tropologisch begrenzten Spiel der Ähnlichkeiten.

selbst erscheint, mit Hilfe einer genetischen Analyse, in ihrem eigenen Werden: aufgespannt zwischen der Ähnlichkeit und der Analyse, in einer eigentümlichen Bewegung von den primitiven Ähnlichkeiten bis hin zu den Ordnungen des mathematisch-taxonomischen Wissens.

Das Renaissance-Wissen betätigt sich als Sammeln und Lesen, als Auflesen der Ähnlichkeiten. Es besteht wesentlich als Lektüre und Kommentar des ihm vorgeordneten *Buches der Welt*. Das klassische Wissen dagegen ist wesentlich Kritik und Analyse der Ähnlichkeiten und ergibt den ihm nachgeordneten *Text der Erkenntnis*.

## 16. Die Deduktion des Diskurses

### 16.1 Der abgeleitete Status der Sprache

Das klassische Wissen stützt sich weder auf die Welt noch auf den denkenden Geist. Der archäologische ‚Grund‘ dieses Wissens ist die Figur der Repräsentation, während das Wissen selbst nichts anderes ist, als das analysierende Ordnen der Repräsentationen. Als ‚Grund‘ des klassischen Wissens ist die Repräsentation einerseits die „zugleich allgemeinste und elementarste Form“ des *Denkens*.<sup>41</sup> Andererseits gibt sie die allgemeinste Bedingung der Möglichkeit des *Sprechens* ab. Denn die Sprachzeichen, wie im Allgemeinen die Zeichen überhaupt, ergeben sich aus der inhärenten Reflexivität der Repräsentation: ihrer Fähigkeit, sich selbst zu repräsentieren.

Aus dieser Reflexivität geht das spezifisch klassische Verhältnis zwischen Denken und Sprechen hervor. Das Denken ist inhärent diskursiv, insofern (a) die Reflexion wesentlich zum Denken (d.h. zur Repräsentation) gehört und zugleich die Zeichennatur konstituiert, und (b) die Sukzession der Wörter die Simultanität der Repräsentation zu repräsentieren vermag. Umgekehrt wiederum hat die Sprache keine eigene, vom Denken losgelöste Existenz, da Denken und Repräsentieren einerlei sind und da die Sprache essentiell die in sich gedoppelte Repräsentation ist. Somit kommt der Sprache streng genommen keine eigene Existenz zu: weder die dingliche Existenz der Signaturen der Renaissance, noch die objektive Existenz jener Empirizität namens „Sprache“, die sich erst im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert als Gegenstand einer vergleichenden Philologie konstituieren wird.<sup>42</sup> Von der klassischen Episteme her gesehen, *existiert* also die Sprache gar nicht (im Sinne weder eines Dinges noch eines Wissensobjektes): sie *funktioniert* vielmehr als das völlig transparente Medium der Reflexion der Repräsentation. Ihre Rechtfertigung liegt in ihrer Funktion als Analyse der Repräsentation. Und die Möglichkeit dieser Funktion, wie auch die Fähigkeit zu dieser Analyse

41 OD: 131.

42 Siehe Kapitel 9 dieser Arbeit.

ergeben sich aus einer wesentlichen Eigenschaft der Repräsentation selbst. In einem Wort: Der klassische Diskurs, der als Analyse des Denkens zum Denken selbst gehört, stützt sich notwendigerweise auf die Figur der Repräsentation. Er ist „keine äußere Wirkung des Denkens, sondern das Denken selbst.“<sup>43</sup> In seiner notwendigen Verschränkung mit dem Denken, ist der klassische Diskurs dem Denken logisch und ontologisch nachgeordnet.

Damit zeichnet sich der *abgeleitete Status* der Sprache ab. In diesem Abgeleitetsein besteht die spezifische Seinsweise der Sprache im klassischen Zeitalter.<sup>44</sup> Im 16. Jahrhundert existierte die Sprache als der ursprüngliche Diskurs der Welt. Das Erste, das sich dem Wissen darbot, waren die Signaturen als die Schriftzüge der Welt. Im klassischen Zeitalter ist das Erste, das sich dem Wissen darbietet, die Repräsentation, die dem Einsatz der Zeichen vorausgeht. Das Sein der Repräsentation

43 OD: 115/MC: 93 (m).

44 In diesem Zusammenhang kann die bemerkenswerte Umkehrung Achim Geisenhanslukes nicht unerwähnt bleiben, der Foucault unterstellt, er kehre das klassische Deduktionsverhältnis zwischen Sprache und Repräsentation um, indem er entgegen der Theorie von Port-Royal die Ableitbarkeit der Repräsentation vom klassischen Zeichenverhältnis behaupte und somit die klassische Sprachauffassung poststrukturalistisch vereinnahme. „Im Unterschied zu Port-Royal leitet Foucault die Funktion des Zeichens nicht als einen Sonderfall aus der Repräsentation ab, *er deduziert vielmehr in umgekehrter Weise die Repräsentation aus dem Zeichen*. [...] Foucault [...] verlegt die Theorie der Repräsentation ganz in das Zeichen, genauer: in den Signifikanten. Die Theorie einer inneren Spaltung des Signifikanten [...] vollzieht somit eine Versprachlichung der ursprünglich an dem Begriff der ‚Idee eines Dinges‘ ausgerichteten Theorie der Repräsentation Port-Royals, *die diese zugleich in ein Verhältnis zur modernen Linguistik stellt*. ‚Die Ordnung der Dinge‘ kehrt das Verhältnis von Sprache und Repräsentation, wie es sich aus der Logik von Port-Royal ergibt, um. Das Zeichen ist in Foucaults Interpretation kein spezieller Fall der Repräsentation mehr, sondern die Repräsentation ganz und gar Resultat der Funktion des Signifikanten. Die klassische Theorie der Repräsentation bettet ‚Die Ordnung der Dinge‘ damit in ein Zeichenmodell ein, *das weniger der Sprachauffassung der Klassik selbst entspringt als der poststrukturalistischen Idee vom Privileg des Signifikanten als Funktionsträger des sprachlichen Bedeutungsprozesses*.“ [Geisenhanslücke (1997): 61-62. (Hervorh. v. Verf.)] Vergleicht man diese Einschätzung Geisenhanslukes mit dem bereits besprochenen Befund Manfred Franks, so kann man darin eine Art ‚umgekehrter‘ kontinuierischer Reduktion feststellen. Während Frank das, was er Foucaults ‚Neostrukturalismus‘ nennt, der klassischen Semiologie angleicht und als eine bloße Neuauflage des klassischen Konzepts betrachtet [siehe Anmerkung 7 dieses Kapitels], sieht Geisenhanslücke in Foucaults Kennzeichnung des klassischen Zeichens als Doppelung der Repräsentation die umgekehrte Angleichung. In der Archäologie finde sich die klassische Semiologie einer poststrukturalistischen Variante der zeitgenössischen Linguistik angeglichen. In den gängigen Kritiken hinsichtlich der Stichhaltigkeit archäologischer Historiographie begegnen einem wiederholt derlei Kontinuismen, die für methodologisch unumgänglich gehalten werden. Man erhebt zum Vorwurf, was man zuerst hineingelegt hat. Der Kontinuumismus, der hier der Archäologie unterstellt wird und womit die spezifische historiographische Leistung der Archäologie in Abrede gestellt wird, geht zurück auf eine vorgängige kontinuierische Reduktion der archäologischen Sprachontologie.

sensation geht ihrer Reflexion in den Zeichen voraus, und deshalb geht dieses Wissen nicht aus Lektüre und Kommentar hervor, wie in der Renaissance, sondern aus intuitiver Erfahrung und der Operation des Ordners, d.h.: der Analyse und der Synthese mit Hilfe der Zeichen. Daraus ergibt sich, dass im klassischen Zeitalter die Sprache nicht *existiert*, sondern lediglich als Diskurs *funktioniert*. Sie ist von der Figur der Repräsentation abgeleitet: als die Doppelung der Repräsentation zum Zwecke ihrer Analyse.

Was die Sprache von allen anderen Zeichen unterscheidet, ist, dass sie die Repräsentation *im Element der Zeit* analysiert, dass sie die gleichzeitigen Elemente der Repräsentation im Nacheinander ihrer Wörter abrollt. Mit dem abgeleiteten Status der Sprache kehrt sich also ihr Verhältnis zur Zeit um. In der Renaissance sah man die Sprachen in einer heilsgeschichtlichen Reihe nacheinander auftauchen. Im klassischen Zeitalter ist die Zeit der Sprache innerlich: als Taktschlag der Analyse und als Form jenes spezifischen Nacheinanders, wodurch sich das Nebeneinander einer zusammengesetzten Repräsentation erneut repräsentiert und damit auseinandergelegt findet. Deshalb zeigt ein geschichtlicher Vergleich die Sprachen nicht in der Notwendigkeit eines historischen Werdens, in der sie etwa aus einander hervorgingen, so wie im Rahmen der historischen Philologie des neunzehnten Jahrhunderts. Vielmehr erscheinen die Sprachen im typologischen Nebeneinander einer Ordnung, in der jede Sprache anders funktioniert, anders die Repräsentation analysiert, gemäß einer anderen Wortfolge die Repräsentationen zu Urteilen verbindet.<sup>45</sup>

Der abgeleitete Status der Sprache im klassischen Zeitalter bedingt auch ihren Charakter als Medium des Wissens und als rudimentäre Wissenschaft. Sie ist aus der Repräsentation abgeleitet: als jene Doppelung, in der die Simultanität von der Sukzessivität repräsentiert, in der aber zugleich diese Repräsentation selbst repräsentiert wird. „Für meinen Blick ‚ist der Glanz der Rose innerlich‘. In meinem Diskurs kann ich nicht vermeiden, dass er ihr vorausgeht oder ihr folgt.“<sup>46</sup> Die Gleichzeitigkeit der Wahrnehmung der Rose und ihres Glanzes wird in dem Satz, der diese Wahrnehmung beschreibt, in die zeitliche Abfolge der Wörter „Rose“ und „Glanz“ umgesetzt. Deshalb kann die Sprache als Medium und Vermittlung zwischen der Sukzessivität und der Simultanität betrachtet werden. Insofern aber in diesem Sprachmedium die erste und rudimentäre Analyse der Repräsentation stattfindet, kann die Sprache auch als eine spontane Protowissenschaft betrachtet werden. Sie ist der erste Schritt im Dienste des Ordnungswissens, in ihrer Analyse ordnen sich die Momente der Repräsentation zunächst im Element der Sukzessivität. Jeder weitere Schritt der (taxonomischen) Wissenschaft aber wird von der Sprache als rudimentärer Wissenschaft aus- und weggehen und die Ordnung der Repräsentation erneut von der Sukzessivität lösen müssen, um sie in die erneute Simultanität des *Tableaus* zu kleiden. Das entspricht

45 Vgl. OD: 127-129/MC: 104-105.

46 OD: 119/MC: 96 (m).

genau dem Verfahren der Naturgeschichte. Simultanität der Repräsentation – Sukzessivität des Diskurses – Simultanität des Tableaus: Entlang dieser Wegstrecke präzisiert sich das Wissen. Und die Sprache funktioniert in diesem Schema als Medium und „intermédiaire“<sup>47</sup> zwischen der anfänglichen Repräsentation und der Universalität der Tableau-Ordnung.

Die Wissenschaft besteht also in einer Perfektionierung der sprachlichen Protowissenschaft. Und als Ziel dieser Perfektionierung steht die Idee einer Universalsprache, die als optimaler Zeichenbestand imstande wäre, jede erdenkliche Ordnung zu repräsentieren. Aber auch der Weg dieser Perfektionierung selbst hat universellen Charakter, denn darin ist die Genese *jeder* denkbaren Erkenntnis gegeben. Deshalb bildet diese Genese den Gegenstand eines universellen Diskurses: des Diskurses der Ideologie. Als Zeichenbestand ist die Sprache zwar arbiträr, doch hat sie eine zweifache Beziehung zur Universalität: im Ziel der Universalsprache und in ihrer wesentlichen Entwicklungsfähigkeit, die Gegenstand einer universellen Ideologie ist. Dieser Doppelbezug auf die Universalität zeigt an, dass im klassischen Zeitalter die Sprache im Dienste einer Ontologie funktioniert.

Genauer: dieser Doppelbezug ergibt sich aus der konstitutiven Unterordnung der Sprache gegenüber dem Wissen im Allgemeinen und dem taxonomischen Wissen im Besonderen. Da das taxonomische Wissen sich zwischen einem *Ordnungswissen* und einem *genetischen Wissen* aufteilt<sup>48</sup> und sich notwendigerweise des Sprachmediums bedient, hat die Sprache ihrerseits ein zweifaches Verhältnis zum Universellen. Insofern die Sprache Medium des Ordnungswissens ist, muss sie zu einer Universalsprache, d.h. einem Zeichenbestand entwickelt werden, der jede denkbare Ordnung, und letztlich die Totalität der Welt als Enzyklopädie<sup>49</sup>, aufzunehmen vermag. Insofern aber die Sprache zugleich Medium und Manifestation des genetischen Wissens ist, muss sie sich selbst in der Genese ihrer eigenen Verwissenschaftlichung reflektieren können. Das tut sie anhand des universellen Diskurses der Ideologie, in dem sie selbst als reflektierter Gegenstand figuriert.

Woher aber stammen die Seinsbedingungen dieser genetischen Wegstrecke zwischen der Protowissenschaft der natürlichen Sprache und der Universalspra-

47 „[...] wenn das Sein der Sprache völlig auf ihr Funktionieren in der Repräsentation zurückgeführt wurde, [so hatte] diese wiederum keine Beziehung zum Universellen außer durch das Medium (l'intermédiaire) der Sprache.“ [OD: 124/MC: 100-101 (m).]

48 Vgl. OD: 108-111/MC: 87-89. „Die Wissenschaften tragen stets mit sich das ferne Projekt eines erschöpfenden Ordners: sie zeigen aber auch immer auf die Entdeckung einfacher Elemente und ihrer fortschreitenden Zusammensetzung; und in ihrer Mitte [zwischen diesen zwei Tendenzen] sind sie ein Tableau, sind sie die Ausbreitung von Erkenntnissen in einem sich selbst zeitgleichen System.“ [OD: 111/MC: 89 (m).]

49 „Es muss eine wenigstens mögliche Sprache geben, die zwischen ihren Wörtern die Totalität der Welt sammelt, und umgekehrt muss die Welt als Totalität des Repräsentierbaren in ihrer Gesamtheit eine Enzyklopädie werden können.“ [OD: 123/MC: 100 (m).]

che der taxonomischen Wissenschaft? Die allgemeine Matrix dieser Bedingungen ist ein *Freiheitsspielraum*, der das ideale und wahrhaftige Funktionieren der Sprache umgibt. Dieser Spielraum umgibt jene wahren Namen der Dinge, die aus der Tätigkeit der Universalsprache – Analyse und Benennung, Benennung als Analyse – resultieren. Jede reale – *geschichtliche*, *genetische* oder *poetische* – Beweglichkeit der Sprache wird durch die Umwegigkeit dieses „tropologischen“ Freiheitsraumes zugleich begrenzt und ermöglicht. Die *geschichtliche* Beweglichkeit der Sprachen ist ein durch zufällige äußere Begebenheiten bedingtes Irren innerhalb dieses Freiraumes. Die Geschichte der Sprachen ist bloßer Zufall und Effekt der Berührung von Sprachgemeinschaften durch Krieg, Handel, Reisen usw.: Sie ist „nicht mehr als Erosion oder Zu/Unfall; Einführung, Begegnung und Mischung verschiedener Elemente [...] Die Sprachen evolvieren durch den Effekt von Völkerwanderungen, von Siegen und Niederlagen, Moden oder Tauschakten. Aber keinesfalls durch die Kraft einer Historizität, die sie etwa von selbst besäßen.“<sup>50</sup> Die *genetische* Beweglichkeit der Sprache in ihrer Perfektionierung zur taxonomischen Wissenschaft ist ein Durchschreiten dieses Raumes in die Richtung der idealen Nennkraft der Universalsprache: „Die Sprache ist [...] Erkenntnis nur in einer unreflektierten Form [...] Die Erkenntnis dagegen ist wie eine Sprache, bei der jedes Wort geprüft und jede Beziehung verifiziert worden ist. [...] Wenn das System der Sprache eine spontane, sich selbst gegenüber dunkle und ungeschickte Wissenschaft ist, wird sie umgekehrt durch die Erkenntnisse perfektioniert [...]“<sup>51</sup> Schließlich ist die *poetische* Beweglichkeit der Sprache ein Auskosten des Raumes der tropologischen Freiheit entlang der Bahnen der rhetorischen Figuren: „Die ganze klassische Literatur ruht in der Bewegung, die von der Figur des Namens zum Namen selbst verläuft, die von der Aufgabe, die noch gleiche Sache durch neue Figuren zu benennen [...], zu derjenigen übergeht, mit endlich richtigen Worten das zu benennen, was nie so benannt worden bzw. in den Falten ferner Wörter schlafen geblieben ist [...]“<sup>52</sup> Es ist genau die ‚Logik‘ dieser Figuralität, die den tropologischen Freiraum beherrscht und gliedert.

Damit teilt sich die Seinsweise der klassischen Sprache zwischen den Polen der praktisch nie realisierten Universalsprache und der tropologischen Abweichung davon: „Die Kunst der Sprache war eine Art, ‚Zeichen zu machen‘ – irgendeine Sache zu bedeuten und gleichzeitig um diese Sache herum Zeichen zu disponieren: eine Art also, zu benennen und dann in einer gleichzeitig demonstrativen und dekorativen Verdoppelung diesen Namen gefangen zu nehmen, ihn einzuschließen und ihn zu verbergen, ihn seinerseits durch andere Namen zu bezeichnen, die dessen aufgeschobene Präsenz, sein zweites Zeichen, seine Figur, sein rhetorischer Apparat waren.“<sup>53</sup>

50 OD: 129-130/MC: 105 (m).

51 OD: 124-125/MC: 101 (m).

52 OD: 162/MC: 134 (m).

53 OD: 76/MC: 58 (m).



Korrelativ zu diesen Polen teilen sich die klassischen Wissenschaften von der Sprache in Grammatik und Rhetorik auf: „einerseits in die Rhetorik, die von *Figuren* und *Tropen* handelt, das heißt von der Weise, in der sich die Sprache in den verbalen Zeichen verräumlicht; und andererseits in die Grammatik, die von der Artikulation und Ordnung handelt, das heißt von der Weise, in der sich die Analyse der Repräsentation gemäß einer sukzessiven Serie anordnet. Die Rhetorik definiert die Räumlichkeit der Repräsentation, so wie sie mit der Sprache entsteht. Die Grammatik definiert für jede Sprache die Ordnung, die diese Räumlichkeit in der Zeit aufteilt. Deshalb [...] setzt die Grammatik eine rhetorische Natur selbst der primitivsten und spontansten Sprachen voraus.“<sup>54</sup>

Damit sind vor unserem Blick Grammatik und Rhetorik als zwei untrennbare Dimensionen des klassischen Sprachwissens aufgetaucht: als die zwei mit einander verschränkten Weisen dieses Wissenssystems, über die Natur der Sprache zu reflektieren. Wie bekundet sich in dieser Reflexion die Seinsweise der Sprache?

## 16.2 Kritik und Deduktion

Die ontologische Rangordnung zwischen der reflektierenden und der reflektierten Sprache kehrte sich an der Schwelle zum klassischen Zeitalter um. In der Epoche der Renaissance gebührte der ursprünglichen Sprache der Welt ein absoluter Vorrang. Jede andere Sprache war ein Zum-Sprechen-Bringen dieses ersten Diskurses. Das impliziert, dass das Verhältnis der Sprache zu sich selbst die Form des Kommentars annahm – einer Sprache also, die eine erste Sprache als gegeben und gültig hinnahm, ihr Geheimnis zu entziffern suchte und sie im Wesentlichen heilig sprach. Die Reflexion über die Sprache war dem Sein der Sprache nachgeordnet: Sie wiederholte die ihr vorausgehende Geburt der Sprache und war deshalb eine *sakralisierende* Tätigkeit.<sup>55</sup> Im klassischen Zeitalter hingegen war die Sprachreflexion eine *profanierende* Tätigkeit. Die darin reflektierte Sprache hatte keine vorgängige und ursprüngliche Existenz mehr. Als Doppelung der Repräsentation hatte sie vielmehr einen abgeleiteten Status inne. Und insofern sich die Reflexion auf diesen veränderten Status der Sprache bezog – auf das Ableitbare ihres Funktionierens anstelle ihrer ursprünglichen Existenz – konnte sie kein Kommentar sein. Sie war nicht mehr Aufdeckung eines verborgenen Inhalts, sondern Aufweis der Sprache als einer Tätigkeit, in der sich die Repräsentationen ordneten und das Denken sich manifestierte. Und dieser Aufweis hatte den Charakter einer Profanierung der Sprache. Denn er wurde von der Höhe einer der Sprache selbst vorgeordneten richterlichen Instanz eingesetzt und beurteilte die Sprache als das Vermögen der Selbstanalyse der Repräsentation und ihrer Darstellung in Zeitreihen. In der klassischen Epoche verhielt sich die Sprache zu sich selbst unter der Form der *Kritik*.

---

54 OD: 121/MC: 98 (m).

55 Vgl. OD: 117/MC: 95.

Eine konkrete und archäologisch instruktive Erscheinung dieses kritischen Selbstverhältnisses der Sprache ist die Allgemeine Grammatik.<sup>56</sup> Als Kritik ist diese Grammatik eine Eingrenzung des Wesens der Sprache auf ihr Funktionieren im Feld der Repräsentation: Nie darf die Sprache über dieses Feld hinausgehen. Als kritische Eingrenzung des Wesens der funktionierenden Sprache leistet die Allgemeine Grammatik zugleich eine Freilegung des abgeleiteten Status der Sprache. Diese Freilegung nimmt unvermeidlicherweise die Form einer Deduktion an. Insofern die Allgemeine Grammatik Kritik der Sprache ist, ist sie eine Deduktion jeder besonderen Sprache aus dem allgemeinen Grund der Repräsentation. Sie ist eine Deduktion der diskursiven Kategorien aus der Doppelung der Repräsentation. *Es gehört ohne Zweifel zur spezifischen Stärke des archäologischen Verfahrens, dass es die Eigentümlichkeiten dieser vorkantischen Verflechtung aus Kritik und Deduktion in der Allgemeinen Grammatik freizulegen vermag.*

Der deduktive Charakter der Allgemeinen Grammatik verweist auf die Theorie der Deduktion in den *Regulæ* von Descartes. Wir haben bereits im letzten Kapitel eine deduktive Beziehung zwischen den *Regulæ* und der Grammatik von Port-Royal angedeutet, indem wir die diskursiven Kategorien des Nomens und Verbs mit den Erkenntnisweisen der Intuition und der Deduktion in Verbindung brachten. Diese Herleitung ist gleichsam nur ein Bruchstück der Allgemeinen Grammatik selbst, verstanden als Gesamtdeduktion des Diskurses aus der Doppelung der Repräsentation, wie diese von Foucault in seiner Einleitung (1969) zur *Grammaire Générale* von Antoine Arnauld und Claude Lancelot schematisiert wird. Wir werden im nächsten Abschnitt diese Schematisierung genauer darstellen. Was jedoch an dieser Stelle auffällt, ist das allgemeine Verhältnis zwischen der universalen Ordnungswissenschaft der *mathesis* und der grammatikalischen Deduktion des Diskurses. Die kartesischen *Regulæ* behandeln das allgemeine Verfahren der Ordnung als eine deduktive Aufreihung der Repräsentationen unter einander. Die Allgemeine Grammatik hingegen legt eine fundamentale Ordnungsbeziehung zwischen der Repräsentation im Allgemeinen und ihrer Doppelung im diskursiven Zeichen frei. Hier wird also der Diskurs – verstanden als spezifischer Bereich der *Zeichen* und daher als Medium der Deduktionen der universalen Ordnungswissenschaft – ihrerseits deduziert. Diese Zirkularität der grammatikalischen Deduktion – das zu Deduzierende ist selbst im Allgemeinen Medium der Deduktion – ergibt sich aus der Natur des Zeichens als Doppelung der Repräsentation. Wenn in den *Regulæ* die Deduktion als der Einsatz von Zeichen und als die Bezeichnung einer Repräsentation durch eine andere bedacht wird, dann kann die Deduktion des diskursiven Zeichens nichts anderes sein, als die Deduktion des spezifisch diskursiven Mediums und Weges der Deduktion, eine spezifische Selbst-Deduktion der Deduktion, oder genauer: eine Selbstan-

56 Andere Erscheinungsweisen dieser kritischen Selbstbezüglichkeit der Sprache waren der universelle Diskurs der Ideologie, die Logik und die Rhetorik.

zeige bzw. Doppelung der sprachzeichenartigen Repräsentation, die in der Deduktion vorkommt.

Mit ihrer Deduktivität ist zugleich die Allgemeinheit der Allgemeinen Grammatik mitgegeben. Im Titel dieser Grammatik als einer „Grammaire *générale et raisonnée*“ ist das „et“ von besonderem Gewicht, da es das reziproke Verhältnis zwischen ihrer *généralité* und ihrem *raison* ausdrückt.<sup>57</sup> Dieses Verhältnis der beiden Grundzüge dieser Grammatik – ihrer Verallgemeinerungstendenz und ihrer deduktiven Methode – geht aus der abgeleiteten Seinsweise der klassischen Sprache hervor. Doch werden diese Grundzüge in *Ordnung der Dinge* nicht mit gleicher Stärke herausgearbeitet, es kommt dort die Allgemeinheit der Allgemeinen Grammatik stärker zur Sprache: „Da sie die Sprache als eine Repräsentation erscheinen lässt, die eine andere artikuliert, wird sie mit vollem Recht als ‚allgemein‘ bezeichnet: sie handelt von der inneren Verdoppelung der Repräsentation. Da sich diese Artikulation aber auf unterschiedliche Weisen vollziehen kann, wird es paradoxerweise verschiedene allgemeine Grammatiken geben: die des Französischen, des Englischen, des Lateinischen, des Deutschen usw. Die Allgemeine Grammatik sucht nicht, die Gesetze aller Sprachen zu definieren, sondern der Reihe nach jede Einzelsprache als einen Artikulationsmodus des Denkens über sich selbst zu behandeln. [...] Sie wird die *taxinomia* jeder Sprache nachweisen. Das heißt das, was in jeder von ihnen die Möglichkeit begründet, einen Diskurs zu halten.“<sup>58</sup>

Erst in Abhängigkeit von einer solchermaßen definierten *Allgemeinheit* wird in *Ordnung der Dinge* der *deduktive* Charakter der Allgemeinen Grammatik hervorgehoben. Vier Funktionen des Diskurses lassen sich daraus *deduzieren*, dass er im Allgemeinen als Doppelung der Repräsentation funktioniert: das Verb *sein*, das den Satz als kleinste Einheit des Diskurses konstituiert; die Namen als Instrumente der Artikulation; die ursprüngliche Bezeichnung und die primitiven Wurzeln, die diese Namen konstituieren; die rhetorische Bewegtheit oder ‚Geschichtlichkeit‘ der Namen, insofern sie sich stets von diesen ursprünglichen Wurzeln entfernen<sup>59</sup>.

### 16.3 Grammaire générale et raisonnée

Dagegen findet sich die *Reziprozität* zwischen der Allgemeinheit und der Deduktivität dieser Grammatik in Foucaults Einleitung zur Grammatik von Port-Royal ausdrücklich behandelt.<sup>60</sup> Wir wollen im Folgenden diese Reziprozität in zwei

57 „Généralité et raison“ ist der Titel eines ganzen Abschnittes der soeben erwähnten Einleitung Foucaults zur Grammatik von Arnauld/Lancelot. [„Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 937-940/DE I: 736 - 739 (m).]

58 OD: 130-131/MC: 106 (m).

59 Vgl. OD: 131.

60 Wir geben im restlichen Teil dieses Unterkapitels („Die Deduktion des Diskurses“) hauptsächlich die Analysen dieses Einleitungstextes in ihren Grundzügen wieder.

Schritten feststellen, um damit in der Lage zu sein, die klassische Grammatik in ihrem Unterschied zur Philologie bzw. Linguistik der nachklassischen Moderne zu bestimmen.

In einem ersten Schritt gehen wir von dem Faktum aus, dass die klassische Grammatik deduktiv verfährt. Ob sie nun mehrere konkrete Einzelsprachen behandelt, oder eine abstrakte Sprache, bei der von allen linguistischen Besonderungen abgesehen wird: Sie geht jedenfalls räsonierend vor. Denn sie führt immer von der Ebene des vorliegenden sprachlichen Materials auf diejenige der Gründe seines diskursiven Funktionierens zurück. Aber diese Gründe sind *allgemein* und gelten gleichermaßen für alle Sprachen, auch wenn diese als Diskurse unterschiedlich funktionieren. Als Elemente der universalen *mathesis* beinhalten diese Gründe die allgemeine Figur der Repräsentation und ihre Doppelung im Zeichenverhältnis. Insofern also die herrschende Grammatik der klassischen Epoche deduktiv verfährt, ist sie eine verallgemeinernde und damit *allgemeine* Grammatik.<sup>61</sup>

In einem zweiten Schritt können wir aber auch das Umgekehrte feststellen: Insofern diese Grammatik allgemein ist, ist sie eine *grammaire raisonnée*. Denn ihre Allgemeinheit rührt von ihrem Gegenstand her. Dieser Gegenstand aber gehört nicht der Ebene der Sprache selbst an. Er gehört nicht „der Ordnung der historischen Tatsachen oder des Zufalls“<sup>62</sup> an, sondern einer Ordnung der Gründe, die „die Singularität der Sprachen“<sup>63</sup> durchqueren: der Ordnung des „Denkens, der Repräsentation, des Ausdrucks (dessen, was man ausdrücken will, des Zwecks, den man beim Sprechen verfolgt, der Wahl des relativen Gewichts der auszudrückenden Elemente, die man trifft, und der linearen Sukzession, die man ihnen auferlegt)“<sup>64</sup>. Der Gegenstand der Allgemeinen Grammatik ist daher gar nicht einmal die Sprache als konkrete historische Erscheinung. Er ist vielmehr die *Reflexion*: nicht die Reflexion des Selbstbewußtseins eines endlichen Subjekts, sondern die epistemisch notwendige Reflexion des zeichenartigen Repräsentationsverhältnisses zwischen zwei Repräsentationen. Das heißt: Der Gegenstand dieser Grammatik gehört einer Ebene an, die diejenige der Sprache transzendiert. Insofern also diese Grammatik allgemein ist, ist sie eine deduktive Grammatik: Immerfort muss sie die Verbindung zwischen einer konkreten sprachlichen Erscheinung und ihrem Grund in der Repräsentation (und deren Doppelung) herstellen.

Erst die Zusammenfassung dieser Schritte ergibt die Wechselseitigkeit zwischen der Allgemeinheit und Deduktivität der klassischen Grammatik. Diese Grammatik ist also nicht, wie die Logik, eine einfache und allgemeine Reflexion der Gesetze des Denkens. Sie ist vielmehr eine explikative Reflexion.<sup>65</sup> Die grammatikalische Reflexion, die zugleich grammatikalische Explikation ist, hat

61 Siehe „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 939/DE I: 737 (m).

62 *Ibid.*: 938/737 (m)

63 *Ibid.*

64 *Ibid.*: 940/738 (m).

65 Siehe den folgenden Abschnitt: „Logik und Grammatik“.

die Form des Begründens. Sie deduziert die diskursiven Kategorien, ausgehend von der Doppelung der Repräsentation. Damit aber führt sie das Sprechen auf das Denken, führt jede besondere Sprache auf ihre Allgemeinheit als Repräsentation zurück. Das heißt: Sie behandelt jede besondere Sprache als Denken, als Reflexion, als „Artikulationsmodus des Denkens über sich selbst“<sup>66</sup>. Diese Grammatik ist also deshalb als allgemein zu bezeichnen, weil sie das ontologische Funktionieren jeder einzelnen Sprache als das Funktionieren eines Diskurses freilegt. Und das heißt soviel wie: Sie zeigt, wie der Diskurs die Repräsentation des Seins in einer zeitlichen Serie auseinanderlegt, um somit die wahre Ordnung des Seins manifest werden zu lassen. Die Allgemeine Grammatik *deduziert* das besondere Funktionieren der diskursiven Zeichen aus der *allgemeinen* Figur der Repräsentation.

Mit der Feststellung dieser spezifisch deduktiven *Allgemeinheit* ist aber keineswegs jene *Globalität* gemeint, die sich im philologisch-linguistischen Wissen der anthropologistischen Moderne manifestiert.<sup>67</sup> Die Archäologie unterscheidet deutlich zwischen der klassischen Grammatik und der vergleichenden Philologie des neunzehnten Jahrhunderts. Denn „die Annäherungen zwischen den Sprachen werden von der Allgemeinen Grammatik nicht zum *Objekt* genommen und nicht als Methode benutzt. Ihre Allgemeinheit besteht nicht darin, im eigentlichen Sinne grammatische Gesetze zu finden, die *allen* linguistischen Gebieten gemeinsam wären und in einer idealen und zwingenden Einheit die Struktur *jeder möglichen Sprache* erscheinen ließe.“<sup>68</sup> Und wenn sie doch noch eine „allen Sprachen gemeinsamen Raum“ definiert, dann „nur in dem Maße, in dem sie eine jeder einzelnen [Sprache] innere Dimension eröffnet.“<sup>69</sup>

66 OD: 130/MC: 106.

67 Man muss sich an dieser Stelle an Foucaults spätere Unterscheidung zwischen einer allgemeinen und einer globalen Historie erinnern: „Eine globale Beschreibung faßt alle Phänomene um ein einziges Zentrum zusammen – Prinzip, Bedeutung, Geist, Weltsicht, Gesamtform; eine allgemeine Geschichte würde im Gegenteil den Raum einer Streuung entfalten.“ [AW: 20] Genauso wie eine allgemeine Historie ist die Allgemeine Grammatik kein organisistisches um das Objekt der Sprache zentriertes Wissen, sondern ein taxonomisches Wissen, in dem ein fundamentales und allgemeines Ordnungsverhältnis zwischen jeder einzelnen Sprache und der universellen Figur der Repräsentation freigelegt wird. Wobei man freilich auf einer anderen Ebene zwischen der metaphysischen Taxonomie der klassischen Epoche und der seriellen Taxonomie Foucaults unterscheiden muss – was beispielsweise bei Manfred Frank (1984) unterlassen wird. [Siehe Anm. 7 dieses Kapitels.] Wir können diesen Unterschied hier nur knapp artikulieren: das Tableau einer „seriellen Taxonomie“ (vielleicht keine sehr glückliche Wendung, die aber an dieser Stelle genügen muss) ist eine Ordnung – „Raum einer Streuung“ oder „Serie von Serien“ [vgl. AW: 20] – deren Elemente keineswegs Repräsentationen eines transzendenten und in sich ruhenden Seins sind, sondern: Ereignisse, die, genau aufgrund ihrer Reihung im Tableau, sich gegenseitig und in ihrer jeweiligen absoluten und chaotischen Freiheit einschränken.

68 OD: 130/MC: 106. (Hervorh. v. Verf.)

69 „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 939/DE I: 738 (m).

Andererseits aber unterscheidet die Archäologie zwischen der Allgemeinen Grammatik und der Semio-Linguistik des zwanzigsten Jahrhunderts. Denn die Allgemeinheit, die ihr eigen ist, ist keinesfalls diejenige der „langue“ im Allgemeinen, sondern „eher der *Gründe*, die in irgendeiner Sprache am Werk sind. Gründe, die von der Ordnung des Denkens, der Repräsentation, des Ausdrucks [...] sind“<sup>70</sup>. Zwar bedingen diese Gründe den Einsatz verschiedener linguistischer Elemente, doch sind sie selbst an sich und in ihrer Allgemeinheit keineswegs linguistischer Natur. „Sie gestatten keinesfalls zu fassen, was gemäß seiner eigenen Natur und seiner internen Gesetze ‚die‘ langue sein könnte. Im Unterschied zur Linguistik ist die Allgemeine Grammatik die Weise, eine [bestimmte] langue ins Auge zu fassen, eher als die Analyse eines spezifischen *Objektes*, das die langue im Allgemeinen wäre.“<sup>71</sup>

Das bedeutet, dass für die Allgemeine Grammatik die Sprache kein in sich geschlossenes Objekt ist, im Sinne weder einer philologischen Verwandtschaft aller Sprachen, noch eines allgemeinen linguistischen Systems. Diese Grammatik ist allgemein, ohne global zu sein, d.h. ohne sich auf die Totalität einer historischen Verwandtschaft oder eines gleichzeitigen Systems zu beziehen. Ihr Gegenstand ist vielmehr – wie bereits gesagt – die Sprache als ein besonderer Typ von reflektierter Repräsentation. Und der faktische Unterschied der Sprachen untereinander, die trotz des gemeinsamen und universellen Grundes allen Sprechens vorkommt, ist eher dem Zufall zuzuschreiben. Die faktische Vielfalt und Streuung der Sprachen befindet sich im Raum der bereits erwähnten tropologischen Abweichung von einer Universalsprache, in der sich eine optimale<sup>72</sup> Ökonomie der Doppelung und Analyse der Repräsentation realisiert. Gerade ihre Allgemeinheit und Deduktivität bezieht die klassische Grammatik notwendigerweise auf die Aufgabe einer nicht existierenden aber denkbaren Universalsprache. Eine solche Universalsprache ist gleichsam die abwesende Mitte des objektiven Feldes dieser Grammatik. Und jedes faktische Sprechen manifestiert sich von seinen historischen, genetischen oder poetischen Koordinaten her als eine (tropologische) Abweichung von dieser Mitte.

## 16.4 Logik und Grammatik

Dass diese Grammatik als *allgemeine* Wissenschaft nicht so sehr die empirischen Elemente der Sprache als die Reflexion (der Repräsentation) zum Objekt hat, rückt sie in die Nähe zur Logik. Dass sie aber zugleich eine *deduktive* Wissen-

<sup>70</sup> *Ibid.*: 940/738 (m)

<sup>71</sup> *Ibid.*: 940/739 (m). (Hervorh. v. Verf.)

<sup>72</sup> In der Weise dieses ökonomischen Optimums der Universalsprache manifestiert sich auch in der Allgemeinen Grammatik jener klassische „Optimismus“, der in Leibniz’ Theodizee einen gewissen Höhepunkt erreicht. Siehe dazu die begriffsge-  
schichtliche Studie von Wolfgang Hübener „Sinn und Grenzen des Leibnizschen  
Optimismus“. [Hübener (1985): 133-152.]

schaft ist, unterscheidet sie von der Logik, und es wäre falsch, sie „durch eine hastige Angleichung an die Logik zu charakterisieren“<sup>73</sup>. Denn sie behandelt die Reflexion nicht um ihrer selbst willen, wie die Logik, sondern als Grund des Sprechens. Es ist bereits ausgeführt worden, dass im klassischen Zeitalter das Sprechen dem Denken ontologisch nachgeordnet ist, und dass infolgedessen der Sprache ein abgeleiteter Status zukommt. Diese Reihenordnung zwischen Denken und Sprechen wiederholt sich in dem Verhältnis zwischen der Logik und der Grammatik von Port-Royal. Die Grammatik, die das Funktionieren des Diskurses aus allgemeinen Gründen deduziert, ist ihrerseits von der Logik abhängig.

Die Deduktivität der Grammatik und die Nachordnung ihrer Wissenschaftlichkeit gegenüber der Logik – wie auch im Allgemeinen überhaupt der abgeleitete Status der Sprache – lassen sich auf eine Mutation in der sprachpädagogischen Praxis zurückführen, die mit dem Epochenbruch insgesamt – der allgemeinen epistemischen Verabschiedung der Ähnlichkeiten an der Schwelle zur klassischen Epoche – zusammenfällt.<sup>74</sup> Die *Grammaire Générale*<sup>75</sup> von Antoine Arnauld und Claude Lancelot (1660) trägt die Spur dieser Mutation gerade in ihrem deduktiven und raisonierenden Verfahren.

In der Praxis des vorklassischen Sprachunterrichts befanden sich die Formulierung von grammatischen Regeln und ihre Veranschaulichung durch Beispiele auf derselben Ebene. Im Lateinunterricht beispielsweise wurden die Regeln der lateinischen Grammatik auf Latein formuliert, und es waren wiederum diese Formulierungen selbst, die Beispiele für die Anwendung der formulierten Regeln abgeben sollten. Grund und Gebrauch, Regel und Beispiel, unterrichtende Sprache und unterrichtete Sprache waren durch keine Niveau-Unterscheidung von einander getrennt.

Spätestens aber seit 1660 erscheint zwischen ihnen ein fundamentaler und irreduzierbarer Niveau-Unterschied. Um eine Sprache wirklich zu beherrschen, genügt es nicht, sie spontan und nur zufällig richtig zu gebrauchen. Man muss zudem ihre Regeln erlernen, sogar *zuerst* erlernen, gemäß dem kartesischen Postulat, mit den einfachsten Dingen anzufangen und schrittweise zu den komplexeren überzugehen. Das geht aber nur, wenn die zu erlernenden Regeln in einer bereits bekannten Sprache formuliert sind. Die Beispiele dagegen müssen weiterhin in der fremden Sprache, deren Gebrauch sie veranschaulichen sollen, vorliegen. Zwischen dem Grund der Sprache in den grammatischen Regeln und ihrem Gebrauch in den alltäglichen Sätzen klappt derselbe Niveau-Unterschied, der im Allgemeinen das Repräsentierende vom Repräsentierten trennt. Deshalb werden fortan die Regeln der unterrichteten Sprache nur noch in der Muttersprache formuliert, und die Beispiele in der unbekannten und unterrichteten Sprache.

Diese Unterscheidungen zeugen von einer grundlegenden Mutation in der

---

73 „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 943/DE I: 741.

74 *Ibid.*: 934-937/734-736.

75 Arnauld/Lancelot (1676).



Seinsweise der Sprache. Sie erscheint nunmehr als „ein Bau mit zwei Stockwerken: dem manifesten Stockwerk der Phrasen, der Wörter und des Diskurses, der Verwendungen, der Wendungen, die alle an sich den sichtbaren Körper der Sprache konstituieren; und dem nichtmanifesten Stockwerk der Prinzipien, die mit einer vollkommenen Klarheit von den [Sprach-]Fakten, die man beobachten kann, Rechenschaft ablegen müssen“<sup>76</sup>. Insgesamt also ist das Bauwerk der Sprache eine Reihen- bzw. Stufenordnung zwischen ihren zwei Stöcken, und das deduktive Verfahren der Allgemeinen Grammatik führt am Leitfaden des „natürlichen Lichtes“ vom einen dieser Stockwerke zum anderen, um die sichtbaren Sprachfakten mit ihren unsichtbaren Gründen zu verbinden. Der Sprachunterricht, der sich dieser Grammatik bedient, geht schrittweise von der Einfachheit der grammatikalischen Regeln zur Komplexität ihrer konkreten Anwendungen über.

Indem aber diese Grammatik die Regeln des Diskurses hergibt, muss man sie eine „Kunst des Sprechens“ nennen, so wie die Logik von Port-Royal eine „Kunst des Denkens“ heißt. Denn die Aufgabe einer Kunst besteht wesentlich darin, Regeln zu geben, wobei unter Regel keinesfalls eine bloße äußere Vorschrift zu verstehen ist, sondern „eine *Bedingung der Existenz*“<sup>77</sup>, die zur gleichen Zeit Garantie der Wahrheit ist“<sup>78</sup>. Diese Auffassung der Regel ist gleichermaßen auf Denken wie auf Sprechen anwendbar: „Das Prinzip, dass falsches Denken überhaupt nicht Denken sei, muss in der Tat aufs Gesprochene angewandt werden; Sprechen außerhalb aller Regeln kommt also einem Nicht-Sprechen überhaupt gleich: Die Existenz eines effektiv Gesprochenen geschieht nach dem Maß seiner Richtigkeit.“<sup>79</sup>

Als „Kunst des Denkens“ ist die Logik die reine Reflexion der Regeln bzw. Bedingungen, die für die Existenz des Denkens als solchen konstitutiv sind. Sobald überhaupt gedacht wird, sind diese Regeln am Werk, auch wenn der Denkende sie niemals ausdrücklich gelernt hat. Und indem die Logik diese Regeln denkt, *denkt* sich in ihr das Denken selbst: Sie ist die Anwendung der Regeln des Denkens auf sich selbst, womit sich aber ihre Bedeutung verdoppelt.<sup>80</sup> Einerseits hat sie die Bedeutung einer „Logik des Denkens“, d.h. der ontologischen Einfassung bzw. der Bedingungen der Existenz des Denkens. Andererseits aber ist sie

76 „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 936-937/DE I: 736 (m).

77 Die Regel ist, in anderen Worten, nicht nur Bedingung der Möglichkeit, sondern auch Bedingung der Existenz. Man kann die Tragweite dieser wesentlich kartesischen Auffassung von Regel daran ermesen, dass in ihr die gleiche Rangordnung zwischen Wesen und Existenz vorkommt, die von dem ontologischen Gottesbeweis vorausgesetzt wird. Es ist deshalb durchaus folgerichtig, dass in der Fortsetzung des zitierten Satzes die Regel als ein ontologisches Fundament bestimmt wird: als „das Fundament, das demjenigen, was existiert, und der wahren Erkenntnis, die man davon hat, gemeinsam ist“. [*Ibid.*: 941/739 (m).]

78 „Introduction“, Foucault (1969), DE I, no. 60: 736. (Hervorh. v. Verf.) Dieser Satz fehlt aus unerfindlichen Gründen in der deutschen Übersetzung.

79 „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 941/DE I: 740 (m).

80 Vgl. hierzu die Ausführungen in „Doppelung der Methode“, Kapitel 4, Abschnitt 12.3 dieser Arbeit.

die Theorie dieser Bedingungen selbst und damit ihrerseits *Denken*. Diese zwei Bedeutungen der Logik – als bedingende Regel und bedingtes Denken zugleich – gehören zu einander und zur gleichen Ebene. Die Logik ist daher – als Denken der Bedingungen des Denkens gemäß diesen Bedingungen selbst – reine Reflexion und nichts anders sonst. Sie ist jedenfalls keine deduktive Wissenschaft. Sie denkt das Denken, so, wie es vorkommt, erklärt die Entstehung der Irrtümer des Denkens, erklärt aber nicht, „warum wir denken, wie wir denken“<sup>81</sup>, d.h.: Sie deduziert nicht das Denken von einer anderen dem Denken äußerlichen Ebene her.

Bei der Grammatik verhält es sich anders. Insofern erstens auch ihre Bedeutung in sich verdoppelt ist, steht sie der Logik nah und ist von daher eine *allgemeine* Grammatik. Insofern aber zweitens ihre Reflexionsstruktur von jenem Rangunterschied überlagert ist, der die unterrichtende Sprache von der unterrichteten trennt, ist sie zugleich von der Logik unterschieden und damit eine *deduktive* Grammatik.

Erstens also verdoppelt sich die Bedeutung des Wortes „Grammatik“, insofern sich in der Grammatik die ontologischen Bedingungen der Sprache manifestieren. Einerseits ist sie als Satz von Regeln zu verstehen, und damit selbst Bedingung der Existenz von Sprache, d.h.: „die jedem ausgesprochenen Wort immanente Ordnung“<sup>82</sup>. Andererseits aber ist sie die beschreibende, analysierende und erklärende *Theorie* dieser Ordnung, eine Disziplin also, „die die Regeln formuliert, nach denen sich eine Sprache ordnen muss, um existieren zu können.“<sup>83</sup> Die Grammatik ist also zugleich die faktische Ordnung der Sprache und die sprechende Theorie dieser Ordnung.

Zweitens aber gehören die tätige Ordnung des Sprachgebrauchs und die Formulierung seiner Prinzipien verschiedenen Ebenen an. Das heißt: Die gedoppelte Bedeutung der Grammatik als Ordnung des Diskurses und Diskurs über diese diskursive Ordnung ist von diesem Unterschied der Ebenen überlagert. Aus den zwei Stockwerken der Sprache und der Reihenordnung zwischen ihnen – anders gesprochen: aus dem abgeleiteten Status der Sprache – ergibt sich also eine gewisse ‚Linearisierung‘ der grammatikalischen Reflexion.

Insofern sich also die Sprache von der Repräsentation herleitet, ist die *grammatikalische* Reflexion (der Sprache) von der *reinen* logischen Reflexion (der Repräsentation) abhängig. Das heißt: Die reine Reflexion des Diskurses wird in der Grammatik von einer explikativen Funktion ergänzt, so dass unter den einander reflektierenden Ebenen des funktionierenden Diskurses und ihrer Regeln die zweite aus den transzendenten Prinzipien der Repräsentation und ihrer Doppelung deduziert werden muss. Aus der differenziellen Figur der Repräsentation geht der Niveau-Unterschied zwischen dem Diskurs (im Doppelsinn des Gebrauchs und der Regeln) und ihren Prinzipien hervor. Aus diesem Unterschied

---

81 *Ibid.*: 943/ 741 (m).

82 *Ibid.*: 942/740 (m).

83 *Ibid.*: 941/740 (m).

aber ergibt sich, dass die Grammatik nicht nur allgemein und reflexiv ist, sondern dass sie zudem noch *raisoniert*. Allerdings wird dieser *raisonierende* Zug der Grammatik seinerseits nicht mehr in der Grammatik reflektiert. Er kommt in der Logik als eine der vier Aktionen des Denkens – *concevoir, juger, raisonner, ordonner* – zum Vorschein. Das heißt: In der *raisonierenden* Grammatik ist das Denken in *bestimmter* Weise am Werk, doch das Denken als solches reflektiert sich nicht in dieser Grammatik, sondern erst in der Logik. Die Grammatik, die *raisonierend* die Abhängigkeit der Sprache von der Repräsentation herausstellt, ist ihrerseits von der reinen Reflexion des Denkens in der Logik abhängig.

## 16.5 Die Deduktion des Diskurses

Die Allgemeine Grammatik ist in der Logik fundiert, und darin bekundet sich das Abgeleitetsein der Sprache, d.h. die Abhängigkeit des Sprechens vom Denken. Diese Abhängigkeit ist auch daran abzulesen, dass einerseits (a) in der Grammatik von Port-Royal die Wörter als *Zeichen* abgehandelt werden: „Sprechen heißt seine Gedanken durch Zeichen explizieren, die die Menschen zu diesem Zweck erfunden haben“<sup>84</sup>, dass aber andererseits (b) die *Theorie des Zeichens* nicht in der Grammatik, sondern in der Logik vorkommt.

(a) Insofern die Sprache als binäres Zeichen behandelt wird, besteht die Grammatik aus zwei Teilen. Der erste handelt von den Lauten, d.h. „der Materie, die zur Konstituierung der Zeichen gewählt worden ist“<sup>85</sup>. Diese besteht aus Elementen, die teils in sich variabel, teils zu Silben kombinierbar sind. Der zweite handelt von den verschiedenen Wortarten, d.h. „den vielfältigen Weisen, auf die es den Menschen gelingt, ihre Gedanken zu bezeichnen“<sup>86</sup>. „In anderen Worten, die ersten Kapitel der *Grammaire* handeln von der materiellen Natur des Zeichens, die anderen von den verschiedenen ‚Weisen des Bezeichnens‘.“<sup>87</sup> Die zwei Teile der Grammatik von Port-Royal entsprechen den zwei Momenten des binären Zeichens: der lautlichen Materie und der repräsentativen bzw. ordnenden Funktion. Das deduktive Verfahren wird also, streng genommen, erst im zweiten Teil des Buches angewandt, worin die Bezeichnungsweise der Wortarten – im Rückgang auf ihren Grund im Denken – freigelegt wird. Was aber in dieser Grammatik fehlt, was gleichsam „mit Stillschweigen übergangen wird“<sup>88</sup>, ist eine allgemeine Theorie der Bezeichnung und des Wortes als Träger der Bezeichnung.

(b) Es ist die *Logik* von Port-Royal (1662), die diese in der Grammatik fehlende Theorie liefert. Bemerkenswert ist allerdings die Position, die von der Zeichentheorie in der allgemeinen Ökonomie dieser Logik eingenommen wird: Sie kommt erst im vierten Kapitel des Buches vor. Dieses Kapitel ist eingebettet zwi-

84 Arnauld/Lancelot (1676): 5.

85 „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 944/DE I: 741-742 (m).

86 *Ibid.*: 944/742 (m).

87 *Ibid.* (m)

88 *Ibid.*

schen einerseits drei Kapiteln, die ihm alle vorausgehen: über die Natur/den Ursprung der Ideen, ihre unterschiedlichen Objektbezüge, die aristotelischen Kategorien und die Notwendigkeit ihrer kritischen Zurückweisung; und andererseits einem Kapitel über die Einfachheit und Zusammensetzung der Ideen, das unmittelbar auf das Kapitel über das Zeichen folgt. Warum setzt die Reflexion über die Zeichen inmitten der Überlegungen zu den Ideen ein? Warum wird die Reflexion über die Zeichen, die ja gerade als epistemisch unentbehrliche Verbindungen den Gesamtbereich der Ideen umfassen, nicht an den Anfang oder ans Ende dieser logischen „Ideologie“ gesetzt?<sup>89</sup>

Die Antwort liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, dass in der Einleitung zum ersten Teil der Logik fünf unterschiedliche Dimensionen der Idee als Ausgangspunkte der ideologischen Analyse angekündigt werden: 1) ihre Natur/ihr Ursprung, 2) ihr Objekt, 3) ihre Einfachheit oder Zusammensetzung, 4) ihre Ausdehnung, 5) ihre Klarheit/Deutlichkeit oder Dunkelheit/Verworrenheit. Die Theorie der Zeichen – ebenso wie die Kritik an den aristotelischen Kategorien – gehört in den Bereich der zweiten Dimension. Sie gehört zur allgemeinen Analyse des Objektbezuges der Ideen. Eines der drei Kapitel also, in denen der Objektbezug der Ideen analysiert wird, ist der Theorie des Zeichens gewidmet.

Das impliziert aber, dass das Zeichenverhältnis, das *zwei* Ideen in sich schließt, als ein besonderer Fall des allgemeinen Objektbezuges der Ideen zu betrachten ist. Denn: Das Objekt einer *bezeichnenden* Idee ist nicht ein *Ding*, d.h. eine Substanz oder ein Attribut<sup>90</sup>, sondern wiederum eine *Idee*, die ihrerseits ein anderes Objekt repräsentiert.<sup>91</sup> Das erweist das Zeichenverhältnis – wird es „in seiner größten Dimension auseinandergefaltet“<sup>92</sup> – als ein „System aus vier Termen“<sup>93</sup>, das man in folgender Weise schematisieren kann:

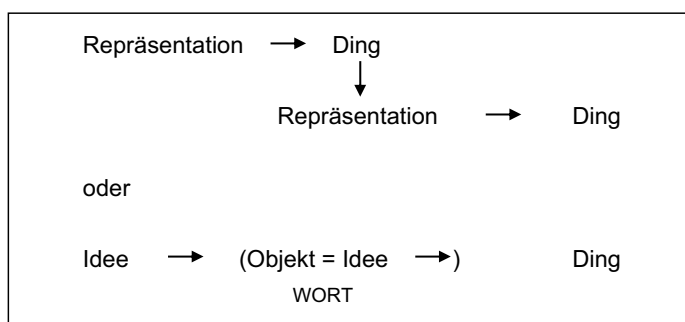


Abbildung 2: Zeichen als Doppelung der Repräsentation<sup>94</sup>

89 *Ibid.*: 945/742-743.

90 Vgl. Arnauld/Nicole (1662): 40.

91 „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 945/DE I: 743 (m).

92 *Ibid.*: 946/743 (m).

93 *Ibid.* (m)

94 *Ibid.* [Modifizierung des Schemas.]

In diesem Schema wird das Zeichenverhältnis als eine Spezifizierung des allgemeinen Objektbezuges der Idee sichtbar, genauer: als „eine Doppelung des Verhältnisses der Idee zu ihrem Objekt“<sup>95</sup>. Man hat im vertikalen Pfeil bzw. im Gleichheitszeichen ein Bild jener „unvermeidliche(n) Verlagerung“,<sup>96</sup> mit der die Doppelung der Repräsentation gekennzeichnet wird: als eine „Figur aus zwei Termen, die in Beziehung zu sich selbst zurückweicht und sich völlig im Innern des bezeichnenden Elements ansiedelt“<sup>97</sup>. Jedenfalls liegt es am Grundzug des klassischen Zeichens als Doppelung der *Repräsentation*, dass die Theorie des Zeichens (a) ihren Ort in der Logik findet, die ja ihrerseits eine Theorie der *Repräsentation* im Allgemeinen ist und (b) darin als Teil einer ideologischen Analyse des Objektbezuges der Idee vorkommt.<sup>98</sup>

Es ist bemerkenswert, dass die Theorie des Zeichens in der grammatikalischen Analyse der diskursiven Zeichen nicht vorkommt. Doch ist es genau das *Fehlen* dieser Theorie, diese „lacune centrale“<sup>99</sup>, die die Allgemeine Grammatik in ihrer Gliederung und Vorgehensweise organisiert. Die Abhängigkeit der Zeichenrelation von dem Objektbezug der Idee – oder des Zeichens von der Repräsentation im Allgemeinen – wird in der Grammatik nicht eigens thematisiert, sondern als ihr deduktives Verfahren operationalisiert. Denn das vierfältige Gerüst des Zeichenverhältnisses erweist sich beim näheren Hinsehen als ein Netz

95 *Ibid.* (m)

96 OD: 99/MC: 78.

97 *Ibid.* (m)

98 Man sieht: Der Grundzug des klassischen Zeichens als Doppelung der Repräsentation ergibt sich u.a. als Resultat einer Analyse und Erklärung der Position der Zeichentheorie in der allgemeinen Ökonomie der Logik von Port-Royal. Dieser Grundzug des klassischen Zeichens wird aber nirgends in der Logik oder der Grammatik direkt angesprochen oder gar thematisiert, und man würde umsonst nach einem „Beleg“ dafür suchen, etwa in der Weise ausdrücklicher Formulierungen, wie dies Hendrik Birus in gut literaturwissenschaftlicher Manier verlangt: „Foucault [gibt] keinerlei stichhaltigen Beleg für seine (eher hegelianisierende denn ‚klassische‘) These einer der Repräsentation eigenen Kraft, sich selbst zu repräsentieren [...]“ [Birus (Hg., 1982): 28, zit. in Frank (1984): 164, die eckigen Klammern hier sind ausnahmsweise nicht von mir, sondern entstammen dem Frankschen Zitat.] Die Archäologie interessiert sich nicht in erster Linie für die wörtlichen Vorkommnisse von Aussagen, sondern für das Wissensfeld, das diese Aussagen allererst möglich macht. Ihr Blick gilt diesem Feld, diesem Zwischen der historischen Aussagen, genauer: dem Boden der Aussagen in der epistemisch spezifischen Seinsweise der Sprache. Deshalb kann sie bestimmte Kohärenz- bzw. Dispositionsfiguren auftauchen lassen, die sonst unter dem Gewicht der isolierten und wörtlich genommenen Aussagen unsichtbar geblieben wären. Erst als Frucht dieser spezifisch archäologischen Aufmerksamkeit, als Resultat dieser Art der „Aussagen-Analyse“ – der Unterscheidung der Aussagen im Sinne der Hervorhebung und Wiederschreibung ihres Zwischens – zeigt sich die Doppelung der Repräsentation als eine Figur, die für das Wissensfeld des gesamten klassisch-taxonomischen Diskurses konstitutiv ist. Es wäre daher widersinnig, nach einem „Beleg“ für etwas zu verlangen, was eher als Korrelat eines spezifischen Analyse-Verfahrens in Erscheinung tritt.

99 „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 947/DE I: 744.

von Beziehungen, von denen ausgehend die je spezifischen Bezeichnungsweisen der grammatikalischen Wortarten bestimmt werden können: „[...] die unterschiedlichen Wortarten sind sovieler Weisen des Bezeichnens, d.h. [...] jede [einzelne von ihnen] nimmt im Innern dieses gedoppelten Objektbezuges, der die Bezeichnung ist, eine spezifische Position ein. Alle die großen Kategorien der Grammatik lassen sich in einer absolut kontinuierlichen Weise deduzieren, unter der Bedingung, dass sie in ihr Element [in das vierfältige Doppelungsschema des Zeichens] zurückgestellt werden.“<sup>100</sup>

Die Details dieser grammatikalischen Deduktion treten deutlicher zutage, wenn man die vier Terme des Doppelungsschemas folgendermaßen markiert<sup>101</sup>:

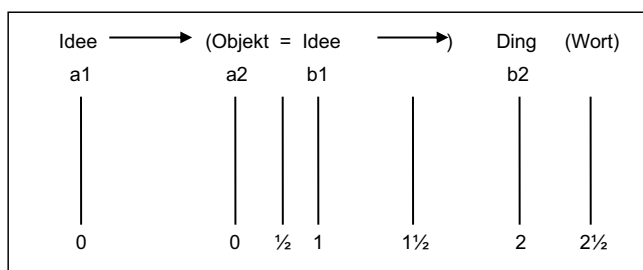


Abbildung 3: Deduktion der grammatikalischen Niveaus aus der Doppelung der Repräsentation

Das Wort als Objekt (a2) wird einerseits von der Idee (a1) im Geist repräsentiert. Andererseits funktioniert es selbst als Idee (b1) des Objekts (b2). Damit ergibt sich ein ganzes Bündel von Relationen, von denen ausgehend „sich die verschiedenen Weisen des Bezeichnens entfalten“<sup>102</sup>.

Wenn man die Objekt-Hälfte, d.h. die b-Hälfte, des Zeichenschemas betrachtet, dann findet man darin zwei Niveaus vor: das Niveau des Objekts (b2) und dasjenige der Idee (b1). Das Objekt (b2) kann entweder eine Substanz sein, oder eine Akzidenz. Deshalb ist das Wort (a2), das es bezeichnet, entweder ein Substantiv oder ein Adjektiv. Aber auch die Idee (b1) nimmt zwei unterschiedliche Positionen ein: Sie kann entweder ein Objekt repräsentieren – dann sind die sie bezeichnenden Wörter (a2) Nomina und in der eben genannten Weise in Substantive und Adjektive einzuteilen – oder überhaupt kein Objekt, sondern eine Aktion des Geistes, nämlich die Affirmation. In diesem zweiten Fall ist das Wort (a2), das die Idee (b1) bezeichnet, als Verb (sein) zu identifizieren. Auf der Ebene der Idee (b1) also, die man Niveau 1 nennen kann, findet die fundamentale Distinktion zwischen Nomen und Verb statt, während die Ebene des Objektes (b2) –

100 *Ibid.*: 950/747 (m).

101 *Ibid.* [Modifizierung des Schemas.]

102 *Ibid.*: 747/950 (m).

Niveau 2 – die Distinktion zwischen Substantiv und Adjektiv ermöglicht. Es gibt aber weitere Differenzierungen, und damit auch weitere Niveaus, aus denen die anderen Kategorien der Grammatik hervorgehen. Denn selbst unter jenen Ideen (b1), die keine Affirmation sondern ein Objekt repräsentieren, gibt es unterschiedliche Weisen, ein Objekt zu repräsentieren, je nachdem, ob sie ein einziges (singuläres) Objekt oder mehrere Objekte repräsentieren. Demnach haben wir für die Wörter (a2), die diese Ideen (b1) bezeichnen, die Einteilung in Eigenname und Gattungsname. Diese Einteilung gehört aber zwischen die Ebenen 1 und 2, d.h. zum Niveau  $1\frac{1}{2}$ . Aber auch vor dem Niveau 1, d.h. auf dem Niveau  $\frac{1}{2}$  ist es ein Unterschied, ob das Objekt (a2), d.h. das Wort, eine einzige oder mehrere Ideen (b1) vom selben Typ bezeichnet, womit sich die Opposition Singular-Plural ergibt. Ebenfalls ergibt sich auf demselben Niveau ( $\frac{1}{2}$ ) der Unterschied zwischen der Bestimmtheit der vom Wort (a2) bezeichneten Idee (b1) und ihrer Unbestimmtheit, insofern irgendeine unter mehreren Ideen desselben Typs bezeichnet wird. Damit ergeben sich auf diesem Niveau ( $\frac{1}{2}$ ) der bestimmte bzw. unbestimmte Artikel. Schließlich gibt es, jenseits von (b2), die verschiedenen Relationen unter den Objekten (b2). Diese werden von den Präpositionen bezeichnet, die folglich auf Niveau  $2\frac{1}{2}$  anzusiedeln sind. Diese distinktiven Herleitungen lassen sich alle in einem einzigen Bild bzw. einer Tabelle zusammenfassen: dem Tableau<sup>103</sup> der Deduktion der Grammatik aus der Logik, wie auch der grammatikalischen Deduktion des Diskurses aus der Natur des Zeichens als Doppelung der Repräsentation:

	Niveau	Differenzierung durch	Grammatikalische Kategorien
<b>Logik</b>			<b>Grammatik</b>
Idee (a1)	0		
Objekt (a2) (Wort)	0		
	$\frac{1}{2}$	Zeichen-Zahl Zeichen-Ausdehnung	Singular/Plural Artikel:bestimmt/unbestimmt
Idee (b1)	1	Ideen-Natur	Nomen/Verb
	$1\frac{1}{2}$	Ideen-Ausdehnung	Eigenname/Gattungsname
Objekt (b2)	2	Objekt-Natur	Substantiv/Adjektiv
	$2\frac{1}{2}$	Objekt-Relationen	Präpositionen

Abbildung 4: Tableau der grammatikalischen Deduktion des Diskurses aus der Doppelung der Repräsentation

Die Richtung der Abhängigkeit zwischen der Logik und der Grammatik, zwischen dem gedoppelten Objektbezug der Idee und den grammatikalischen Kategorien, in anderen Worten: Die Richtung der Deduktion des Diskurses verläuft in

103 *Ibid.*: 748. [Modifizierung der Tabelle.]



diesem Tableau von links nach rechts. Dagegen verteilen sich die Elemente des auseinandergefalteten Zeichenverhältnisses, das ein in sich gedoppeltes Repräsentationsverhältnis ist, auf der vertikalen Achse von oben nach unten. Diesen Elementen und ihren Relationen sind die grammatikalischen Kategorien der rechten Spalte zugeordnet. Wenn man also diese Tabelle entlang der mittleren Querlinie, der Linie des Niveaus  $\frac{1}{2}$ , knicken und wieder zusammenfallen würde, dann hätte man ein Bild der Doppelung der Repräsentation und, in eins damit, der *grammatikalisch deduzierbaren*<sup>104</sup> Seinsweise der klassischen Sprache.

Dieses Deduktions-Bild – das ja auch eine Deduktions-Tabelle ist – soll also nichts anderes sein, als „ein Tableau“<sup>105</sup>, auf dem sich die Beziehungen zwischen der Logik und der Grammatik lesen lassen“<sup>106</sup>, das heißt: als die lesbare Ordnung zwischen der „Artikulation des Bezeichnungsverhältnisses innerhalb des Objektbezuges“<sup>107</sup> – d.h. der logischen Hälfte dieser Beziehungen – und den „unterschiedlichen Kategorien der Wörter in den Positionen, die sie auf der [vertikalen] Achse einnehmen, die von dem Zeichen zum Objekt verläuft“<sup>108</sup> – d.h. der grammatikalischen Hälfte dieser Beziehungen. Dieses Tableau artikuliert also im Element der Gleichzeitigkeit das grammatikalische Wesen der Seinsweise der klassischen Sprache als die Ordnung ihrer Abhängigkeit von der Repräsentation. Es ist jedenfalls Ziel und Endpunkt der bereits erwähnten Wegstrecke, die für das taxonomische Wissen im Allgemeinen kennzeichnend ist: des Weges, der von der Gleichzeitigkeit der Repräsentation über die Sukzessivität des Diskurses bis hin zur erneuten Gleichzeitigkeit des Tableaus führt.<sup>109</sup> Nur manifestiert der Wissensweg mit dem Tableau als *telos* in diesem Falle nicht die naturgeschichtliche – botanische, zoologische usw. – Ordnung der Wesen, auch nicht die ökonomische Ordnung der Reichtümer, sondern die archäologisch grundlegendste unter diesen Ordnungen: die Ordnung des Diskurses selbst. Es ist das innerste Anliegen der Allgemeinen Grammatik, entlang der genannten Wegstrecke, diese Ordnung freizulegen. Und die Archäologie vermag zu zeigen, dass es genau das oben angegebene Tableau ist, von dem diese Grammatik – im bereits erwähnten Doppelsinn als Regel und Gebrauch von Sprache – organisiert wird. Oder genauer: Das Tableau „organisiert ihn [den grammatikalischen Bereich] *zumindest wesentlich*.“<sup>110</sup>

104 Diese Einschränkung bezieht sich auf die inhärente Rhetorizität der Allgemeinen Grammatik, auf die am Ende des Abschnittes näher eingegangen wird.

105 Im klassischen Tableau-Begriff sind die Begriffe Bild und Tabelle fast bis zur Ununterscheidbarkeit zusammengezogen. Deshalb kommt die Wiedergabe von Tableau durch Tabelle, so wie es in der deutschen Fassung von *Les mots et les choses* mehrfach vorkommt, gewissermaßen einer Halbierung dieses Begriffes gleich.

106 *Ibid.*: 951/748 (m)

107 *Ibid.* (m)

108 *Ibid.* (m)

109 Siehe oben, Abschnitt 2: „Kritik und Deduktion“.

110 *Ibid.*: 952/748 (m) (Hervorh. v. Verf.)

Denn es gibt eine ganze Reihe von Wortarten bzw. eher peripheren Kategorien der grammatikalischen Randerscheinungen, die darin nicht deduziert sind. Diese im Tableau ausgelassenen bzw. nicht erklärten Fakten der Grammatik ergeben sich, „ausgehend von dieser ersten Deduktion“<sup>111</sup>, aus vier unterschiedlichen Modifikationen: (a) die *Analogie*, genauer, die analogisierende Übertragung einer der Distinktionen aus dem Tableau auf eine der darin nicht erklärten grammatikalischen Relationen: Z.B. findet sich die Distinktion zwischen Substantiv und Adjektiv, die auf dem Niveau 2 vorkommt, in der vom Tableau ausgelassenen Unterscheidung zwischen dem Verb *sein* und den anderen Verben wieder; (b) die *Klärung* bzw. Vereindeutigung, z.B.: die Genus-Endungen der Adjektive als klärende Markierungen, die anzeigen, auf welche Substantive (männlich? weiblich?) sich diese beziehen; (c) die *Abkürzung*, z.B. ein Pronomen zum Zweck der Vermeidung der Wiederholung eines Namens; (d) die *Umkehrung* der Wortfolge, um eine neue Bezeichnungsweise zu erlangen, z.B. die Verwandlung eines Behauptungssatzes in einen Fragesatz.

Bemerkenswert aber ist die Entsprechung zwischen diesen Modifikationen des Deduktions-Tableaus und den vier rhetorischen Figuren, von denen am Ende der Grammatik von Lancelot und Arnauld die Rede ist<sup>112</sup>: die *Syllepsis* („il est six heures“, in dem das Singular des „il est“ auf das Plural des „six heures“ bezogen<sup>113</sup> und damit die „tournure“<sup>114</sup> einer Proposition auf eine andere übertragen wird) entspricht der *Analogie*; der *Pleonasmus* (Verstärkung durch Wiederholung) entspricht der *Klärung*; die *Ellipse* (Auslassung, um Wiederholung zu vermeiden) entspricht der *Abkürzung*; das *Hyperbaton* (Invertierung der „natürlichen Ordnung des Diskurses“<sup>115</sup>) entspricht der *Umkehrung*. Alle vier Modifikationen also, „die sich [dem Tableau] der fundamentalen Deduktion der Kategorien der Grammatik überlagern“<sup>116</sup>, und die jene eher peripheren grammatikalischen Fakten ergeben, erscheinen gewissermaßen als *Figuren* im Verhältnis zur *Deduktion* der zentralen grammatikalischen Kategorien.

Grammatik als Deduktion und Figur zugleich: Darin meldet sich eine Präzisierung der oben erwähnten Wesensverschränkung zwischen Grammatik und Rhetorik im klassischen Zeitalter.<sup>117</sup> Man erkennt jetzt in dieser Verschränkung ein Spiel und das Auskosten eines (tropologischen) Freiraumes, der die Deduzierbarkeit dieser Grammatik umgibt. Durch dieses Spiel erst gerät die Grammatik in Bewegung: eine Bewegung des Überbordens, in der die Grenzen der Logik durchlässig werden. Genauer: die Grenzen jener Gestalt, die so etwas wie einen Wesenskern der Grammatik ausmacht und aus der Logik deduzierbar ist. Die

111 *Ibid.* (m)

112 Arnauld/Lancelot (1676): 158-160

113 *Ibid.*: 158-159.

114 „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 953/DE I: 749.

115 Arnauld/Lancelot (1676): 160.

116 „Einleitung“ in Foucault (1969), *Schriften I*, Nr. 60: 953/DE I: 749 (m).

117 Siehe oben im Abschnitt 1 über den abgeleiteten Status der Sprache.

Grenzen dieser Wesensgestalt der klassischen Grammatik müssen im vierfachen Spiel der Analogie, Vereindeutigung, Verdichtung und Umkehrung überschritten werden, damit die Sprache lebendig werden und *mehr* sein darf als eine Ordnung aus nur elementaren Behauptungssätzen. Das Überborden der Grammatik bekundet sich in der Dimension einer ihr eigentümlichen Figuralität und schlägt sich in den eher peripheren Kategorien wie Genus, Personal- bzw. Relativpronomen, Adverb usw. nieder. Die Allgemeine Grammatik ist, mit anderen Worten, durchaus eine Art „Transformationsgrammatik“, deren Transformationsgesetze allerdings aus der Rhetorik geborgt sind. Der Übergang von den deduzierbaren Fundamentalformen zu den nicht mehr deduzierbaren peripheren Formen wird von den *Figuren* her gesteuert, die als *Transformationsregeln* in diese Grammatik hineinragen.

## 17. Die Einheit des Diskurses: das Sprachviereck

„[...] man kann drei Schichten unterscheiden, die sich überlagern und deren Zusammenhang [erst] das gesamte Bauwerk der Grammatik konstituiert.“<sup>118</sup> Zwei dieser Schichten haben die Funktion, all die Niveaus, deren Reihung das grammatikalische Deduktions-Tableau konstituiert, untereinander zu gliedern. Die dritte Schicht umfasst die quasi-figuralen Modifikationen dieses Tableaus.

Schicht I besteht aus den Niveaus 1 und 2, auf denen im Wesentlichen die Kategorien Verb (genauer: das Verb *sein*), Substantiv und Adjektiv unterschieden werden. Dieses grammatikalische Material ist erst einmal durchaus hinreichend für die Bildung eines Satzes. Auf der Ebene dieser Schicht besteht eine exakte Entsprechung zwischen Logik und Grammatik: In der ersten Spalte erscheint das logische Urteil, in der letzten der grammatikalische Satz.

Schicht II umfasst die Niveaus  $\frac{1}{2}$ ,  $1\frac{1}{2}$ ,  $2\frac{1}{2}$ , auf denen Numerus, Artikel, Eigen/Gattungsname, Präposition auseinander- und in Erscheinung treten. Diese Kategorien gestatten eine *faktische* Formulierung des grammatikalischen Satzes. Auf dieser Ebene also ist die Entsprechung zwischen Logik und Grammatik weiterhin gegeben, doch sind sie einander nicht mehr völlig adäquat: als Ausgangspunkt auf der logischen Seite dienen nicht die Natur der Idee (b1) oder des Objektes (b2), sondern ihre Eigenschaften bzw. Relationen; dagegen findet auf der grammatikalischen Seite die Unterscheidung und Verdeutlichung eigenständiger Kategorien statt.

Schicht III gestattet weitere Verfeinerungen, d.h. aber auch Flexibilität bzw. Anpassungsfähigkeit der Sprache. Diese Schicht ist, wie gesagt, eher als ein „Spiel [zu fassen], im Ausgang von den Elementen der ersten beiden“<sup>119</sup>. Sie

---

118 *Ibid.*: 954/749 (m).

119 *Ibid.*: 954/750 (m).

„unterhält keine Beziehungen mehr zur Logik“<sup>120</sup> und befindet sich überhaupt außerhalb des Deduktions-Tableaus (das aus den ersten beiden Schichten besteht), besser: Sie umspielt dieses Tableau und ergibt damit die Kategorien Genus, Personal/Relativpronomen, Adverb, Verb (mit Ausnahme des Verbs *sein*).

Erst am Gesamtverhältnis zwischen den logisch-grammatikalischen Schichten (I und II) und der figural-tropologischen Schicht (III) erkennt man die eigentümliche Fluktuation der Allgemeinen Grammatik zwischen Logik und Rhetorik.

Diesen drei Schichten entsprechen nun vier Theorien, genauer, theoretische „Segmente“, der *einen* klassischen Sprachtheorie. Die Theorie des Verbs ‚*sein*‘ (die als solche zugleich eine Theorie des Satzes bzw. der *Proposition* ist) entspricht Schicht I. Die Theorie der *Artikulation* (d.h. der benennenden Wortarten) entspricht Schicht I und einem Teil von Schicht II. Die Theorie der *Bezeichnung* ergänzt die Theorie der *Artikulation* mit einer Erklärung des Ursprungs der Funktion der Benennung. Die Theorie der rhetorischen *Derivation* (im Sinne der zufälligen Abweichungen von dem grammatikalischen Tableau bzw. den „ursprünglichen“ Namen der Dinge) entspricht Schicht III. Diese vier Theorien bzw. „Segmente“ hängen wesentlich miteinander zusammen, und die Figur ihres Zusammenhanges ist das *Sprachviereck* (*le quadrilatère du langage*). Insofern die Archäologie eine historische Ontologie der Sprache ist, vermag sie diese Figur freizulegen. Das Sprachviereck weitet den historiographischen Blick auf die klassische Sprache wesentlich aus. Es löst den Blick von dem Bild des ersten und elementarsten Schrittes der Sprachreflexion: von der Fixierung auf das Deduktions-Tableau als ‚Wesenskern‘ der Grammatik (im Doppelsinne des Wortes). Anders gesprochen: Im Sprachviereck erscheint ein Gesamt-Tableau der Seinsweise der klassischen Sprache.

## 17.1 Verb und Proposition

Es liegt an der Natur des Wortes *sein*, dass die Theorie des Verbs zugleich als Theorie der Proposition oder des Satzes<sup>121</sup> funktioniert. Daher ist diese Theorie ein deutlicher Ausdruck der Seinsweise der Sprache im klassischen Zeitalter. Denn: Das, was das Wort aufrichtet und über das bloße Geräusch oder auch den vereinzelter Ausdruck erhebt, ist der „in ihm verborgene Satz“<sup>122</sup>. Und es ist erst mit dem Satz, dass die Sprache, wie mit einem Schlag, in ihrer Seinsweise auf-

120 *Ibid.*

121 Die Autoren der Logik und Grammatik von Port-Royal vermögen noch nicht, zwischen der logischen Proposition und dem grammatikalischen Satz zu unterscheiden. Denn, insofern der Diskurs kontinuierlich aus der Repräsentation hervorgeht, bildet die spezifische Grammatikalität der Sprache keinen eigenständigen Gegenstand der Allgemeinen Grammatik. Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in den Grammatiken von Abbé Sicard und Sylvestre de Sacy, tritt der Unterschied zwischen Proposition und Satz deutlich zutage. [Siehe OD: 141, siehe auch den nächsten Abschnitt der vorliegenden Arbeit.]

122 OD: 132.

taucht. „Für die Sprache ist der Satz [...] das, was die Repräsentation für das Denken ist, ihre zugleich allgemeinste und elementarste Form [...]“<sup>123</sup> Und wenn man den Satz zerlegt und vom Verb *sein* absieht, dann trifft man unterhalb dieser Elementarform der Sprache nicht mehr auf Sprache – d.h. auf das, was als Diskurs funktioniert –, sondern auf ihre bloßen Bestandteile: auf Wörter „als völlig verstreutes Material“, die von sich aus außerstande sind, einen Diskurs zu bilden. Deshalb kann man im ursprünglichen Schrei, im Heulen des Primitiven oder gar der Tiere, zwar eine Abfolge von Lauten – wie es ja auch die Wörter sind – vorfinden, die mehr als bloßes Geräusch oder gar Ausdruck sein können: etwa von Schmerz oder dem Eindruck einer Schale Milch. Doch können solche Laute niemals von sich aus eine Aussage bilden, wie „ich leide“ oder „die Milch ist warm“. Dazu bedarf es des Verbs *sein*, und „das gesamte Wesen der Sprache sammelt sich in diesem einzigartigen Wort. Ohne es wäre alles still geblieben, und die Menschen hätten wie bestimmte Tiere zwar von ihrer Stimme Gebrauch machen können, aber keiner jener im Wald ausgestoßenen Schreie hätte je die große Kette der Sprache geknüpft.“<sup>124</sup>

Deshalb muss man das Verb *sein* als eine Schwelle zum Sein der Sprache überhaupt – im Sinne einer als Diskurs funktionierenden Ordnung der Laute – betrachten. „Das Verb ist die unerlässliche Bedingung für jeden Diskurs: und dort, wo es nicht existiert, nicht einmal auf virtuelle Weise, ist es nicht möglich zu sagen, dass es Sprache gibt.“<sup>125</sup>

Doch beruht der Diskurs mit seinen drei Schichten (I, II, III) auf einem Boden, der seinerseits aus Schichten besteht. Und zum geschichteten Boden des klassischen Diskurses gehört gleichsam als Oberfläche das Verb *sein*. Auf der tiefsten Schicht dieses Bodens betätigt sich die Figur der Repräsentation als Analyse der Ähnlichkeit. Diese Tätigkeit wird in der logischen Ideologie reflektiert. Zur nächsten, mittleren Schicht gehört die Doppelung der Repräsentation bzw. der gedoppelte Objektbezug der Idee, woraus das Zeichen im Allgemeinen hervorgeht. Auch die allgemeine Reflexion über das Zeichen findet in der Logik statt, während sie in der Grammatik als abwesendes Medium einer Deduktion dient. Zur dritten und oberflächlichsten Schicht gehören die zwei Grund-Niveaus (1 und 2) jenes Wesenskerns von Grammatik, der aus der Doppelung der Repräsentation hervorgeht. Da aber auf dieser Schicht die fundamentale Kategorie des Verbs und damit, schlagartig, der Satz als solcher auftaucht, ist sie nicht nur die Oberfläche des Grundes, sondern zugleich die tiefste Schicht des Diskurses. Die fünf Niveaus der Grammatik, die drei Schichten des Diskurses und die Stellung der Grammatik zwischen Logik und Rhetorik fügen sich somit zum Bild eines dreifach geschichteten Diskurses auf einem dreifach geschichteten Grund:

---

123 OD: 131.

124 OD: 134/MC: 109 (m).

125 OD: 132/MC: 108 (m).

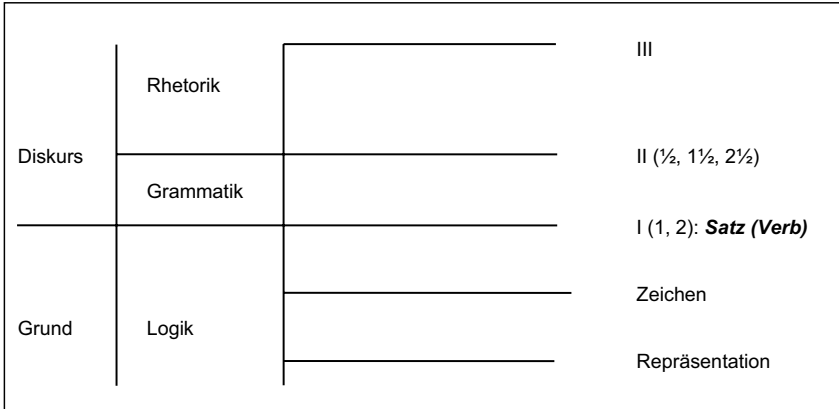


Abbildung 5: Der Diskurs und sein Grund

Die Oberfläche des Grundes ist diejenige Schicht, die der Diskurs mit seinem Grund teilt und auf der er als Satz überhaupt erst einsetzt und seine fundamentale Grammatikalität manifestiert. Diese Nahtstelle, an der sich der Doppelfaden des Verbs (siehe unten) in sich selbst windet, manifestiert von neuem die wesentliche Verwobenheit von Denken und Sprechen im klassischen Zeitalter: „Die klassische Sprache ist dem Denken, das zu offenbaren sie beauftragt ist, viel näher, als man glaubt, sie ist ihm aber nicht parallel, sondern in seinem Netz eingefangen und in das Gewebe verwoben, das sie entrollt. Sie ist keine äußere Wirkung des Denkens, sondern das Denken selbst.“<sup>126</sup>

Als fundamentalste Kategorie der Grammatik gehört das Verb *sein* zur Nahtstelle zwischen dem Diskurs und seinem Grund im Denken. Da aber die Grammatik der deduzierbare Wesenskern des Diskurses ist, ist das Verb der Kern des Kerns bzw. die Keimform des Satzes und Adam Smith meint sogar, „dass unter ihrer primitiven Form die Sprache nur aus unpersönlichen Verben zusammengesetzt war (vom Typ ‚es regnet‘ oder ‚es donnert‘) und dass von diesem Verbkern aus alle anderen Teile des Diskurses sich als abgeleitete und sekundäre Präzisierungen abgelöst haben. Die Schwelle der Sprache ist dort, wo das Verb auftaucht.“<sup>127</sup>

Insofern nun das Verb zu dieser mittleren Schicht gehört, die als einzige dem Diskurs und seinem Grund gemeinsam ist, hat es einen eigentümlich gedoppelten Status inne. Einerseits ist es als Wortart die fundamentalste der grammatikalischen Kategorien. Andererseits aber geht gerade aus dieser Fundamentalität hervor, dass sich das Verb „im Rückzug (*en retrait*) [...] [aller Wörter] in einem Gebiet [befindet], das nicht das des Gesprochenen ist, sondern das, von wo aus

126 OD: 114-115/MC: 92-93 (m).

127 OD: 133/MC: 108 (m).

man spricht“<sup>128</sup>. Das Verb ist zugleich Wort unter Wörtern und – diesseits aller Wörter – Bedingung der Existenz von Sprache. „Es liegt am Rande des Diskurses, an der Naht dessen, was gesagt wird [d.h. der Wörter], und dessen, was sich sagt [d.h. des sich im Diskurs analysierenden Denkens], genau dort, wo die Zeichen im *Zuge* (*en train*) sind, Sprache zu werden.“<sup>129</sup> An der Schwelle zum Sein der Sprache manifestiert sich also ein gegenstrebigter Doppel-Zug: der Rückzug der Wörter und der *Zug* zum Werden von Sprache überhaupt. In diesem gedoppelten Zug errichtet sich der Doppelstatus des Verbs *sein*. Die Doppelung des Verbs, als Wortart und zugleich als Bedingung des Sprechenkönnens überhaupt, bildet mit der Doppelung der Grammatik (als Regel und Gebrauch der Sprache zugleich) und der Doppelung der Repräsentation (als allgemeiner Seinsweise der Zeichen) eine für den klassischen Diskurs charakteristische Doppelungs-Reihe.

Diese Konzeption des Verbs entspricht einer gegenüber den Sprachtheorien der Renaissance veränderten Stellung der Sprache gegenüber dem Sein und der Zeit. Wir haben bereits ausgeführt, dass an der Schwelle zwischen der Renaissance und der Klassik das Verhältnis zwischen der Sprache und der Zeit sich umkehrt. Die Zeit ist nicht mehr der Sprache äußerlich, sie ist nicht mehr jene heilsgeschichtliche Reihe, in der die Wörter als Signaturen der Welt niedergelegt worden sind. Sie ist vielmehr der Sprache innerlich geworden: als die spezifische Serialität der *Abfolge*, deren Ordnungsraum der Sprache als solcher den Ort bietet, an dem sie die Repräsentationen analysieren und neu verbinden kann. Aber auch mit dem Sein hat „die Sprache [...] neue Beziehungen geknüpft, die noch viel schwieriger zu erfassen sind“<sup>130</sup>: Es handelt sich jetzt nicht mehr um das rohe Sein der Signaturen, sondern um dasjenige, was „die Sprache [...] durch ein [einziges] Wort aussagt und [womit sie sich] [...] erneut verbindet (*le rejoint*)“<sup>131</sup>. In dieser Fähigkeit der Sprache, das Sein auszusagen und sich mit dem Sein zu verbinden, offenbart sich die klassische Funktion des Verbs, wie überhaupt die spezifische Anti-Aristotelik der Allgemeinen Grammatik. Denn die wesentliche Verbindung zwischen dem Verb und der Zeit, wie diese von der aristotelischen Grammatik angenommen wird<sup>132</sup>, muss gemäß den Regeln des klassischen Wissenssystems durchtrennt werden. Zusammenfassend: Die Zeit ist der Sprache innerlich geworden und das Sein wird von der Sprache nicht mehr als ein ‚eigenes‘ Sein (etwa der Signaturen) ‚besessen‘, sondern über die Repräsentation durch das Verb wieder eingeholt, weshalb wiederum das Verb selbst kein Zeitwort sein kann<sup>133</sup>. Als Wort unter Wörtern, das sich dennoch diesseits aller

128 *Ibid.* (m). (Hervorh. v. Verf.)

129 *Ibid.* (m). (Hervorh. v. Verf.)

130 OD: 134.

131 OD: 134/MC: 109 (m).

132 „Verbum ist ein Wort, das die Zeit mit anzeigt, dessen Teile nie etwas für sich bedeuten und das immer etwas zu verstehen gibt, was von einem anderen gilt.“ [Lehre vom Satz (Peri Hermeneias), Aristoteles (1974): 96.]

133 Arnould/Lancelot (1676): 98-99.



Wörter errichtet, zeigt das Verb nicht die der Sprache innerliche Zeit an. Vielmehr lässt es mit einem Schlag die Sprache selbst in Erscheinung treten, indem es das der Sprache vorgängige Sein repräsentiert.

Denn: *Jedes beliebige Zeichenmaterial wird erst dann zur Sprache, wenn es dazu befähigt ist, die Bejahung, d.h. die Affirmation des Seins zu repräsentieren.* In dieser Befähigung liegt das eigentümliche Sein der Sprache im klassischen Zeitalter. Dazu aber bedarf es des Verbs *sein*, dessen eigentümliche Kraft die Bedingung der Existenz von Sprache abgibt: „Die Sprache ist von Grund auf *Diskurs* durch dieses einzigartige Vermögen eines Wortes, das mit einem Schritt das System der Zeichen auf das Sein des Bezeichneten hin überquert.“<sup>134</sup> Da aber das Verb in seiner Doppelung nicht nur Bedingung, sondern zugleich auch Element der Sprache ist, erweist sich umgekehrt die Sprache als Bedingung der Existenz des Verbs. Aus der Doppelung des Verbs ergibt sich ein wechselseitiges Bedingungsverhältnis zwischen Sprache und Verb: „Ohne eine Bezeichnungsweise des Seins [d.h.: das Verb] gäbe es keine Sprache, aber ohne Sprache gibt es kein Verb *sein*, das davon nur ein Teil ist.“<sup>135</sup> Indem wiederum das Verb das Sein bezeichnet, manifestiert es an sich selbst, als ein Wort innerhalb der Sprache, die Bedingung von Sprache überhaupt und trägt in seiner bloßen Präsenz das Sein der Sprache: „Dieses einfache Wort ist das innerhalb der Sprache repräsentierte Sein. Es ist aber auch das repräsentative Sein der Sprache [d.h. das *repräsentierende* Sein der Sprache: das Sein der Sprache erschöpft sich darin, dass sie das Sein repräsentiert].“<sup>136</sup> Damit ergibt sich eine unendliche Spiegelung. Ebenso wie der Spiegel aus der Tiefe des Velasquez-Bildes heraus zeigt, was nicht mehr zum Bild-Raum gehört und was diesen dennoch bedingt<sup>137</sup>, affirmiert das Verb aus der grammatikalischen Tiefe des Diskurses – siehe unser Schichtungs-Schema oben –, was nicht zum Raum des Diskurses gehört und was die Sprache dennoch – um überhaupt Sprache zu sein – affirmieren *muss*: das Sein des Bezeichneten. So wie der Spiegel aus der *letzten* Tiefe des Bildes heraus die Souveränität des königlichen Paares sichtbar macht, so meldet das Verb aus der *tiefsten* Schicht des Diskurses heraus die Souveränität des Seins und bekundet in der Weise dieser Meldung die Bedingung der Existenz des Diskurses – und damit auch des Verbs selbst. Diese geheime Homologie zwischen der logisch-grammatikalischen Stellung des Verbs und der Position des Spiegels im Velasquez-Bild gehört zweifellos zu den architektonischen Schönheiten von *Die Ordnung der Dinge*. Sie beruht auf der dem Sagbaren und Sichtbaren gemeinsamen Grundlage der Doppelung der Repräsentation als allgemeiner Seinsweise des klassischen Zeichens.

Es gibt weitere Indizien für das Gewicht des Bildes in der klassischen Diskurstheorie, allgemeiner: für den Vorrang der Sichtbarkeit im Bereich der Sagbarkeit. Dazu gehört etwa, dass das Endstadium des *diskursiven* Wissensweges

134 OD: 134/MC: 110 (m).

135 OD: 134/MC: 109.

136 *Ibid.* (m).

137 Erstes Kapitel von *Ordnung der Dinge*.

das *Tableau-Bild* ist, oder „dass das erste Beispiel eines Zeichens, das die *Logik von Port-Royal* angibt, weder das Wort noch der Schrei noch das Symbol ist, sondern die räumliche und graphische Repräsentation – die Zeichnung: Karte oder Bild.“<sup>138</sup> Der treffendste Vergleich zwischen Wort und Bild ergibt sich aber, wenn man bedenkt, dass das Verb als Keimform des Satzes die Fundamentalschicht (Schicht I) und damit eine Art „Leinwand“ des Diskurses bildet: „Ein Grammatiker vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht die Sprache mit einem Tableau und definiert die Nomen als Formen, die Adjektive als Farben und das Verb als die Leinwand selbst, auf der sie erscheinen. Es ist eine unsichtbare Leinwand, gänzlich zugedeckt von der [adjektivischen] Leuchtkraft und [nominalen] Zeichnung der Wörter, die jedoch der Sprache den Ort gibt, an dem sich ihre Malerei geltend macht.“<sup>139</sup>

Wie ein Spiegel oder eine Leinwand lässt das Verb immer nur Anderes hervorscheinen und bleibt dabei selbst beinahe unsichtbar, weil sie etwas so Grundlegendes wie das Sein repräsentiert und damit ihrerseits für den Diskurs grundlegend wird: als eine „schmale, fast un wahrnehmbare und zentrale Figur“<sup>140</sup>, die „die erste und fundamentalste Invariante des Satzes“<sup>141</sup> bildet. Links und rechts von dieser Figur, in der sukzessiven Reihenordnung des Satzes, befinden sich die zwei weiteren Komponenten des Satzes: das Subjekt und das Attribut. Diese sind von gleicher Natur, können unter gewissen Bedingungen sogar ihre Funktionen austauschen, sind aber vom Verb *sein* grundlegend verschieden. Denn das Verb hat die einzigartige Funktion, Subjekt und Attribut im Gefüge des Satzes zusammenzuziehen und in ihrer Zusammengehörigkeit zu affirmieren.

Subjekt und Attribut bestehen aus Wortarten, die irgendwelche Ideen des Verstandes oder Relationen zwischen ihnen bezeichnen. Das Verb *sein* dagegen bezeichnet keine Idee vom Ding und benennt kein Objekt, ja *benennt* im Grunde überhaupt nicht. Diese Sonderstellung des Verbs steht im unmittelbaren Zusammenhang mit seiner Doppelung und leitet sich von dem eigentümlichen Status dessen her, was von ihm bezeichnet wird. Das Verb ist zwar eine Wortart unter anderen. Doch geht es allen Wortarten insofern voraus, als es nicht eine Idee bezeichnet, sondern eine besondere Aktion des Geistes namens *Affirmation*, mit der der Geist die in Ideen repräsentierten Inhalte als existierend hervorhebt bzw. miteinander verbindet. Vom Innern der Sprache aus bezeichnet das Wort *sein* die Affirmation des Geistes und repräsentiert damit, was der Sprache vorausgeht: das Sein.

Damit ist der Satz in drei Felder eingeteilt: ein Subjekt-Feld, ein Attribut-Feld und eine vom Verb *sein* besetzte Mitte. Sobald das Verb als Bezeichnung der Affirmation einsetzt, wird die allgemeinste und dünnste Forderung für das Vorhandensein eines Satzes erfüllt. Mit einem Schlag werden Subjekt- und Attribut-Felder eröffnet, wie zwei Flügel um die Verbmitte. Doch muss zugleich be-

---

138 OD: 99.

139 OD: 135/MC: 110 (m).

140 OD: 136/MC: 111 (m).

141 *Ibid.*

achtet werden, dass es sich bei der Bezeichnung der Affirmation um nicht mehr und nicht weniger als das bloße Wesen des Verbs handelt. Denn es gibt einerseits Verben, die mehr enthalten als das Verbwesen *sein*. Und es gibt andererseits Wörter, die, wie das Verb, keine Objekte bezeichnen, und dennoch keine Verben sind. Deshalb muss man die Verbtheorie in zwei Richtungen differenzieren: nach Innen und nach Außen.

Nach Innen: Es gibt außer dem Verb *sein* die vielen anderen Verben, deren Formen allem Anschein nach nichts mit dem Wort *sein* zu tun haben. Doch zeigt die allgemeine Theorie des Verbs, dass alle diese anderen Verbformen vom Verb *sein* herzuleiten sind, anhand der Transformationsregel der Abkürzung (siehe oben). In jeder Verbform ist das Verb *sein* enthalten und alle Spezifizierungen von Person, Numerus, Tempus, werden anhand abkürzender Markierungen (Transformationen) realisiert, die sich dem Verbwesen überlagern.<sup>142</sup> „Die Gesamtspezies des Verbs führt auf das einzige Verb zurück, das *Sein* bezeichnet. Alle anderen bedienen sich insgeheim dieser einzigartigen Funktion, haben sie aber mit Determinationen zugedeckt, die sie verbergen: Man hat Attribute hinzugefügt, und statt zu sagen ‚ich bin singend‘, sagt man ‚ich singe‘; man hat Indikationen der Zeit hinzugefügt, und statt zu sagen ‚einst, ich bin singend‘, sagt man ‚ich sang‘; schließlich haben gewisse Sprachen das Subjekt selbst mit den Verben integriert, und so sagen die Römer nicht ‚ego vivit‘, sondern ‚vivo‘. All das ist nur Ablagerung und Sedimentierung um und über eine sprachliche Funktion, die absolut dünn, aber wesentlich ist: ‚Es gibt nur das Verb *sein* [...], das in dieser Einfachheit geblieben ist.‘ Das gesamte Wesen der Sprache sammelt sich in diesem einzigartigen Wort.“<sup>143</sup>

Es liegt auf der Hand, worauf sich die absolut dünne und wesentliche Funktion dieses Wortes bezieht. Es handelt sich um das schrankenlos allgemeine Sein, das jeder Einschränkung durch Person, Zahl, Zeit vorausgeht, „so wie tatsächlich in den Sätzen, die von den Philosophen die ewigen Wahrheiten geheißen werden, wie *Gott ist unendlich; jeder Körper ist teilbar; das Ganze ist größer als sein Teil*: das Wort *ist* nur die einfache Affirmation bezeichnet, ohne irgendeinen Zeitbezug; denn dies ist zu jeder Zeit wahr, und ohne dass unser Geist vor irgendeiner Verschiedenheit der Person stehen bleibt.“<sup>144</sup>

Man muss die Verbtheorie aber auch nach Außen differenzieren. Das Verb *sein* bezeichnet eine Tätigkeit des Geistes namens Affirmation. Es gibt aber außer dem Verb noch andere Wortarten, die nicht irgendwelche Inhalte, sondern eine eigene Aktion bzw. Form des Denkens bezeichnen. Die eben genannte Af-

142 Auf das Subjekt-Feld bezogen (Beispiel: „ich bin“), ist das Verb „un mot qui signifie l’affirmation avec designation de la personne, du nombre & du temps“. [Arnauld/Lancelot (1676): 102.] Auf das Attribut-Feld bezogen (Beispiel: „Ich singe“), ist das Verb „un mot qui marque l’affirmation de quelque attribut, avec designation de la personne, du nombre, & du temps“. [*Ibid.*: 103.]

143 OD: 133-134/MC: 109 (m).

144 Arnauld/Lancelot (1676): 102.

firmation ist zwar die wichtigste, und dennoch nur eine unter allen diesen Spontanitäten des Geistes: „[...] es ist also die größte Unterscheidung dessen, was in unserem Geiste geschieht, zu sagen, dass man darin das Objekt unseres Gedankens betrachten kann; und die Form oder die Weise [manière] unseres Gedankens, wovon die hauptsächliche das Urteil ist. Doch muss man noch die Konjunktionen, Disjunktionen und andere ähnliche Operationen unseres Geistes hinzufügen und alle die anderen Bewegungen unserer Seele wie Begehren, Befehl, Frage usw.“<sup>145</sup> Diese anderen Bewegungen der Seele werden mit Hilfe der *Konjunktionen* und *Interjektionen* markiert.<sup>146</sup>

Diesen Angaben lässt sich eine erste Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Wortes *sein* entnehmen. Das, worauf sich dieses Wort bezieht, ist nicht ein Objekt, das sich außerhalb des Denkens befindet, sondern die Affirmation. Worin besteht genau die Natur dieser Affirmation? Die Antwort des klassischen Wissens auf diese Frage gerät in ein Schwanken, das genau dem Doppelstatus des Verbs entspricht. Die Grammatiker von Port-Royal sehen in der Affirmation eine Tätigkeit des Denkens, die darin besteht, Subjekt und Attribut miteinander zu verbinden.<sup>147</sup> Demnach ist die Affirmation eine Form oder Handlungsweise des Denkens selbst. Aber ein anderer Grammatiker der klassischen Epoche, Beauzée, betrachtet die Affirmation einer Idee als die Aussage der Existenz des darin repräsentierten Objekts. Er findet „darin einen Grund dafür [...], dass das Verb in seiner Form die Variationen der Zeit versammelt: Denn das Wesen der Dinge verändert sich nicht, nur ihre Existenz erscheint und verschwindet, sie allein hat eine Vergangenheit und eine Zukunft.“<sup>148</sup> Doch gerade diese Zeitlichkeit lässt die Existenz für das unveränderliche Wesen der Dinge entbehrlich erscheinen. Daher gilt die Existenz, nach der Ansicht eines anderen klassischen Diskurstheoretikers, Condillac, als ein *Attribut* unter anderen, und folglich nicht als das vom Verb Ausgesagte. Das heißt: Das Verb *sein* bezeichnet nicht etwa eine objektive Existenz jenseits des Denkens, und damit auch jenseits des Diskurses bzw. der diesem innerlichen Zeit. Es bezeichnet vielmehr die für die Repräsentation bzw. das Denken konstitutive *Koexistenz* von Subjekt und Attribut. Damit sagt das Verb also doch noch eine Form/Handlungsweise des Denkens. „Das Sein, in dessen Richtung [das Verb] [...] die Zeichen überschreitet, ist nicht mehr und nicht weniger als das Sein des Denkens.“<sup>149</sup> Das Verb, dessen Status sich an der Schwelle des Diskurses verdoppelt, bezeichnet ein Sein, das sich an der Schwelle des Denkens zwischen dem Denken selbst und seinem Objekt aufteilt. Deshalb bezeich-

145 *Ibid.*: 29.

146 „La seconde sorte des mots qui signifient la forme de nos pensées, & non pas proprement les objets de nos pensées, sont les Conjonctions [...]“ [*Ibid.*: 150.] Ferner: „Les interjections sont des mots qui ne signifient aussi rien hors de nous: mais ce sont seulement des voix plus naturelles qu’artificielles, qui marquent les mouvement de nostre ame [...]“ [*Ibid.*: 153.]

147 *Ibid.*: 28-29.

148 OD: 135/MC: 110 (m).

149 *Ibid.*

net das Verb einerseits die *Affirmation* der Existenz. Deshalb gewährleistet das Verb andererseits, nach der Formulierung Destutt de Tracys, die Funktion der *Attribution*, d.h. „die Stütze und Form aller Attribute: ‚Das Verb *sein* findet sich in allen Sätzen, weil man nicht sagen kann, dass eine Sache so ist, ohne ebenso sehr zu sagen, dass sie ist [...]. Aber dieses Wort *ist*, das in allen Sätzen steckt, ist darin stets Teil des Attributs, es ist stets dessen Anfang und Basis, es ist das allgemeine und gemeinsame Attribut.‘“<sup>150</sup> Mit seinem Doppelstatus an der Schwelle des Diskurses ist das Verb *sein* ein „Gemisch aus Attribution und Affirmation“<sup>151</sup> und damit Wesen nicht nur des Verbs im Allgemeinen, sondern des Diskurses selbst: Es stellt „die erste und radikale Möglichkeit zu sprechen“<sup>152</sup> dar.

## 17.2 Die Artikulation

Die Theorie des Verbs zeigt, wie das Wort *sein* den Raum des Satzes mit seinen zwei Feldern des Subjekts und des Attributs aller erst eröffnet. Im Unterschied dazu erklärt die Theorie der Artikulation, wie diese zwei Felder des Satz-Raumes besetzt werden. Sie zeigt erstens, wie die repräsentierte Sache mittels der *Namen*, die ihre Teile bezeichnen und voneinander isolieren, aufgelöst wird. Sie zeigt zweitens, wie die genannten Satz-Felder mit diesen Namen besetzt werden. Das geschieht, indem die Namen mit Hilfe des Verbs zu einem Urteil zusammengezogen werden, womit die repräsentierte Sache selbst als die existierende und diskursivierte Ordnung ihrer Teile in Erscheinung tritt.

Unübersehbar ist die Entsprechung zwischen der Artikulation und der Analyse auf der einen und dem Verb und der Synthese auf der anderen Seite. Das, was die Benennung leistet, ist nichts anderes als die Zergliederung der repräsentierten Sache mit Hilfe der Namenswörter. Das, was das Verb *sein* leistet, ist die erneute Zusammensetzung der analysierten Sache, entlang den Achsen der Attribution (Subjekt *und* Attribut) und der Bezeichnung der Affirmation (Denken des Seins *und* Sein des Denkens). Erst das Zusammenspiel aus artikulatorischer Analyse und verbaler Synthese vermag es, eine verworrene Repräsentation in die diskursivierte Reihenordnung ihrer Glieder überzuführen.

Aber selbst im Bereich der Benennungen wiederholt sich das Spiel zwischen Analyse und Synthese. Die nominale Analyse der Repräsentation findet ihren Schluss in den *Eigennamen*, die die einzelnen Repräsentationen in ihrer Einzigartigkeit hervorheben. Da es aber ebenso viele Namen wie zu benennende Dinge geben muss, gäbe es ohne ein Verfahren der Bündelung und Verallgemeinerung viel zu viele Namen. Das Gedächtnis wäre bald von ihnen überlastet, und die wachsende Zahl der Eigennamen würde am Ende jeglichen Diskurs überfluten

150 Destutt de Tracy, *Eléments d'ideologie* (1801-1815), zitiert in OD: 136/MC: 111 (m).

151 *Ibid.*

152 *Ibid.*

und auflösen. Wären Subjekt und Attribut nichts als unterschiedliche Eigennamen, so käme nicht einmal der Satz als minimale Einheit des Diskurses zustande. Wäre nichts Gemeinsames zwischen ihnen, als Medium ihres gegenseitigen Bezugs, so käme das Verb gar nicht erst zum Einsatz, da es die Funktion der Attribution nicht ausüben könnte. Deshalb müssen Eigennamen zu einem *Gattungsnamen* zusammengezogen werden können: einem Namen, der „irgendein mehreren Repräsentationen gemeinsames Element bezeichnet“<sup>153</sup>. Ist zumindest das Attribut-Feld von einem Gattungsnamen besetzt, so kann die Verbindung der Attribution allererst erfolgen. Während also der Eigenname die artikulatorische Analyse vorantreibt, leistet der Gattungsname die notwendige Synthese oder Zusammenziehung der Eigennamen. Die Synthese der Gattungsnamen, die das Ergebnis der tropologischen Grundbewegung der einfachen Repräsentationen und ihrer Doppelung (der Wörter) ist, die also auf der irreduziblen Anziehungskraft der rhetorischen Figuren und überhaupt der Ähnlichkeit am Rande des Wissens beruht, ist eine unumgängliche Bedingung des Diskurses: „Die Allgemeinheit des Namens ist ebenso notwendig für die Wortarten wie die Bezeichnung des Seins für die Form des Satzes“<sup>154</sup>.

Damit ergeben sich zwei unterschiedliche Bedingungen für das Zustandekommen von Sprache überhaupt: die Allgemeinheit des Gattungsnamens und die affirmativ-attributive Funktion des Verbs *sein*. Gewiss ist die Allgemeinheit des Seins etwas anderes als die Allgemeinheit der Gattungsbegriffe. Doch ist beiden Verallgemeinerungen – der Affirmation des Seins und der Zusammensetzung der Repräsentationen zu Gattungsbegriffen – gemeinsam, dass sie zwei Schwellen zum Sein des Diskurses abgeben. Ohne diese Verallgemeinerungen und die Möglichkeit zu ihrer Bezeichnung gäbe es keine Attribution, keine Proposition und folglich keinen Diskurs. Der Diskurs aber ist im klassischen Zeitalter jenes Vermögen der doppelten Repräsentation, womit das Wesen des Menschen geradezu definiert wird.<sup>155</sup> Deshalb ist mit der Fähigkeit der zwei Verallgemeinerungen, wie auch ihrer Bezeichnung durch das Verb und den Gattungsnamen, nichts Geringeres als die menschliche Natur selbst gegeben.

Doch bewegt sich die Artikulation nicht nur im Rahmen dieser Unterscheidung von Eigennamen und Gattungsnamen. Sie kann insgesamt in zwei unter-

153 OD: 137/MC: 112 (m).

154 *Ibid.*

155 „[...] denn es ist ganz auffällig, dass es keinen so stumpfsinnigen und dummen Menschen gibt, nicht einmal einen Verrückten ausgenommen, der nicht fähig wäre, verschiedene Worte zusammenzuordnen und daraus eine Rede [discours] aufzubauen [composer], mit der er seine Gedanken verständlich macht; und dass es im Gegenteil kein anderes Tier gibt, so vollkommen und glücklich veranlagt es sein mag, das ähnliche leistet. Dies liegt nicht daran, dass den Tieren Organe dazu fehlten; denn man kann beobachten, dass Spechte und Papageien ebenso wie wir Worte hervorbringen können und dass sie dennoch nicht reden, d.h. zu erkennen geben können, dass sie denken, was sie sagen, wie wir.“ [Descartes (1960): 93/95.]

schiedlichen Analyse-Richtungen vorgenommen werden. In der ersten Richtung zerlegt sie die Repräsentation als *Ganzes* in ihre *Teile*, und unterscheidet somit das Allgemeine vom Besonderen. Daraus resultiert die genannte Aufteilung der Namen in Eigennamen und Gattungsnamen. In der zweiten Richtung aber spaltet sie die Repräsentation in einen *selbständigen* und einen *unselbständigen* Teil. Der selbständige Teil entspricht der Substanz der repräsentierten Sache, der unselbständige hingegen ihrer Beschaffenheit. Die Wortart, die die Substanz bezeichnet, heißt Substantiv, das Gattungsnamen und Eigennamen umfasst. Die Wortart, die die Beschaffenheit bezeichnet, heißt Adjektiv. Somit verläuft die Bewegung der Artikulation einerseits auf der Horizontalen zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen; und andererseits auf der Vertikalen zwischen der Tiefe der Substanz und der Oberfläche der Beschaffenheiten. An der Kreuzung dieser zwei Achsen taucht der Gattungsname auf, und es lässt sich der Raum der Artikulation folgendermaßen darstellen:

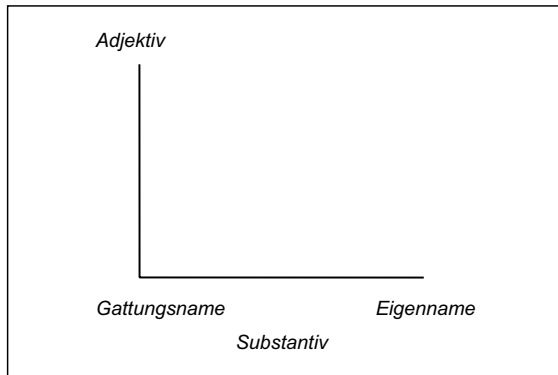


Abbildung 6: *Der Raum der Artikulation*

Die Theorie der Artikulation zeigt also, dass die verschiedenen Wortarten verschiedenen Repräsentationstypen entsprechen. Die Eigennamen repräsentieren die Repräsentationen der Individuen, die Gattungsnamen diejenigen der Gattungen, die Substantive diejenigen der Substanzen, die Adjektive diejenigen der Modi. Doch ist diese Zuordnung nicht ausnahmslos gültig. Es gibt Verschiebungen, denn die Sprache spielt mit sich selbst gemäß jener bereits erwähnten tropologischen Freiheit, die in das Gebiet der Grammatik hineinragt. Deshalb gibt es durchaus den Fall, dass eine Eigenschaft nicht durch ein Adjektiv, sondern durch ein Substantiv bezeichnet wird, wie etwa „Weiße“; oder dass Individuen nicht durch Eigennamen, sondern durch ein Adjektiv bezeichnet werden, wie etwa „die Irdischen“. Solche Verschiebungen verweisen auf Beziehungen innerhalb der Sprache, die keinem anderen Gesetz gehorchen, als demjenigen der Repräsentation. Es handelt sich um das Selbstverhältnis der Sprache in ihrer Eigenmächtigkeit.



Welche Form hat dieses Verhältnis der Sprache zu sich selbst? Da der Gesamttraum des klassischen Wissens nie aus der Reichweite der Repräsentation herausfällt – gerade darin sind Einheit und Universalität dieses Wissens begründet –, und da dieses Wissen keine andere Form als diejenige der Repräsentation zulässt, ist das Selbstverhältnis der Sprache in sich ein Verhältnis der Repräsentation. „Die Elemente des Satzes haben untereinander Beziehungen, die mit denen der Repräsentation identisch sind.“<sup>156</sup> Denn es kann zwar sein, dass ein Wort wie „Weiße“ ein Akzidentelles repräsentiert. Dennoch ist es als Substantiv zu betrachten, da es innerhalb eines Satzes selbständig besteht. Umgekehrt kann es sein, dass ein Ausdruck wie „die Irdischen“ gewisse Individuen repräsentiert. Dennoch ist das Wort „irdisch“ ein Adjektiv, da es unselbständig ist und notwendigerweise mit dem Namen „Erde“ verbunden ist.

Das impliziert eine Analogie zwischen dem Selbstverhältnis der Sprache und dem Verhältnis der Repräsentationen untereinander. Die Teile des Satzes verhalten sich zu einander wie die Teile der Repräsentation. Der Satz ist eine Repräsentation, die gemäß dem von ihm repräsentierten Inhalt gegliedert ist. Dabei ist der Inhalt seinerseits eine Repräsentation, die der Satz gemäß der tropologischen Beweglichkeit der Sprache auf unterschiedliche Weisen gliedern kann, womit die faktische Vielzahl der Sprachen erklärbar wird. Der Satz „ist in sich selbst eine Repräsentation, die eine andere artikuliert, mit der Möglichkeit einer Verschiebung, die gleichzeitig die Freiheit des Diskurses und den Unterschied der Sprachen konstituiert.“<sup>157</sup>

Doch besteht, außer der Teilung der Repräsentation in Substanz und Akzidenz oder Individuum und Allgemeines, eine feinere Gliederung der „Elemente der Repräsentation gemäß einem Netz komplexer Beziehungen (Sukzession, Subordination, Konsequenz)“<sup>158</sup>. Um diese Beziehungen zu bezeichnen, „bedarf [es] der Präpositionen und Konjunktionen [...] der syntaktischen Zeichen [...] Merkmale des Plurals und des Geschlechts [...] [der] Fälle der Deklinationen, schließlich [...] [jener] Artikel oder Demonstrativa, die Lemercier ‚concrétiseurs‘ oder ‚désabstracteurs‘ nannte.“<sup>159</sup> Diese Wortarten setzen unterhalb der Oberflächengliederung aus Substantiv und Adjektiv die Artikulation fort. Sie besitzen aber nicht, wie die Nomen und Verben, eine selbständige Bedeutung. Insofern sie die Beziehungen, d.h. die Zwischenräume der Ideen bezeichnen, haben sie einen Misch-Status inne: Ihre Gliederung ist „gleichzeitig repräsentativ und grammatikalisch“<sup>160</sup>, d.h. sie können als bedeutungstragende wie auch bedeutungslose Elemente der nominalen Einheit betrachtet werden. Wie in der Theorie des Verbs meldet sich hier ein erneutes Schwanken, eine epistemisch bedingte Gabelung oder ein „Punkt der Häresie“ des klassischen Sprachwissens.

---

156 OD: 139/MC: 114 (m).

157 *Ibid.* (m).

158 *Ibid.* (m).

159 OD: 139-140/MC: 114 (m).

160 OD: 140.

An diesem häretischen Punkt aber meldet sich die grundlegende Offenheit nicht irgendeiner Einzelfrage, sondern der allgemeinen Seinsweise der klassischen Sprache. Denn: Er offenbart die zweideutige Natur nicht nur der eben genannten Wortarten, sondern sämtlicher Elemente unterhalb der Einheit des Wortes: der Partikel, Silben und sogar der Buchstaben, kurz, des gesamten subnominalen Sprachmaterials. Dieses Material erscheint an der Grenze der Reichweite der Repräsentation. Man sieht in ihm entweder dieselbe repräsentierende Kraft wie beim Nomen, kleinere bedeutungstragende Einheiten als die nominale, womit „jede Bedeutung, wie der Körper, in eine Unendlichkeit ihrerseits unendlich teilbarer anderer Bedeutungen teilbar ist“<sup>161</sup> und alle Wörter „sich [...] öffnen und den Flug aller Namen freisetzen [können], die sich in ihnen niedergelegt hatten“<sup>162</sup>. Oder: Man sieht in ihnen nichts mehr als eine bedeutungslose Materie unterhalb des Nomens, deren „Mechanik“ die Sprachmaschine in Gang bringt.<sup>163</sup>

Entlang dem einen Zweig dieser Gabelung ergibt sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus der Mechanik des subnominalen Materials die Autonomie der Syntax als einer von der Repräsentation unabhängigen Sphäre der reinen Grammatikalität. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts identifiziert die Grammatik von Port-Royal die Syntax mit Konstruktion und Wortstellung, d.h. mit dem Gesamtvorgang der Repräsentation in seinem synthetisch-zusammensetzenden Aspekt. Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhundert befreit sich die Syntax von der Repräsentation, als ein „Ort des Arbiträren [...], in dem sich die Gewohnheiten eines jeden Volkes in ihrer Phantasie entfalteten“.<sup>164</sup> Am Ende des klassischen Zeitalters unterscheiden Abbé Sicard und Sylvestre de Saci die logisch-repräsentative *Proposition* von dem grammatikalischen *Satz* – womit die nominalen und die subnominalen Ebenen auseinandergetreten sind.

Entlang dem anderen Zweig der genannten Gabelung dagegen beginnt die fieberhafte Suche nach einer „dunkle(n) Nominalfunktion, die man in jenen Wörtern, Silben, Flexionen und Buchstaben eingekleidet und verborgen glaubte, die die zu schlaffe Analyse der Proposition durch ihren Raster durchgehen ließ. Wie die Autoren der Grammatik von Port-Royal bemerkten, haben schließlich alle Verbindungspartikel doch einen bestimmten Inhalt, da sie die Weise repräsentieren, wie die Objekte verbunden sind, und die Art, wie sie sich in unseren Repräsentationen verketteten. Kann man aber nicht annehmen, dass sie Namen wie alle anderen gewesen sind?“<sup>165</sup> Sämtliche Elemente des Diskurses, bis hinunter zu den Silben und Buchstaben, sind schlafende Benennungen.

161 James Harris, *Hermes oder philosophische Untersuchung über die allgemeine Grammatik* (deutsche Übers.), Halle 1788: 19, zit. in OD: 140/MC: 115 (m).

162 OD: 143/MC: 117.

163 „Es gibt eine den Konkordanzen, der Rektion, den Flexionen, Silben und Lauten eigene „Mechanik“, und von dieser Mechanik kann kein repräsentativer Wert Rechenschaft ablegen. Man muss die Sprache wie jene Maschinen behandeln, die sich allmählich vervollkommen.“ [OD: 141/MC: 115 (m).]

164 OD: 142.

165 OD: 142/MC: 117 (m).

Im Ganzen also beschreibt die Theorie der Artikulation sowohl die *Natur* als auch die *Grenze* der diskursiven Artikulierung der Repräsentation.

Die *Natur* der artikulatorischen Bewegung beruht auf der fundamentalen Übereinstimmung der Operationen des Bedeutens, Repräsentierens und Analysierens. Die Bedeutung der Wörter rührt daher, dass sie repräsentieren. Indem aber die Wörter repräsentieren, leisten sie eine artikulatorische Analyse auf zwei Ebenen: der Ebene der bedeuteten Repräsentationen und derjenigen der Wörter. Indem also der Satz die Welt repräsentiert, werden gleichermaßen Welt und Satz in ihre jeweiligen Glieder zerlegt: das Allgemeine, das Individuelle, die Substanz und die Akzidenz auf der einen und die entsprechenden Namen auf der anderen Seite.

Die *Grenze* der Artikulation ist auch die Grenze der Bedeutung und, in einem damit, die Grenze der Repräsentation. In der Frage nach dem artikulatorischen Vermögen der subnominalen Einheiten, die sich an der Grenze der Repräsentationskraft der diskursiven Zeichen befinden, gabelt sich die Theorie der Artikulation. Wir sahen, wie die Theorie des Verbs in der Frage nach dem grammatikalischen Status des Verbs sich ebenfalls spaltet: Das Wort „sein“ erscheint zugleich als bedingte Wortart und als Bedingung des Diskurses. Während also das Verb sich an der Grenze des Diskurses befindet, markiert das subnominale Sprachmaterial die Grenze der Repräsentation selbst. Die durch diese Grenzen bedingten Gabelungspunkte zeichnen eine polemische Spaltlinie, die sich durch das gesamte klassische Sprachwissen zieht.

Jedenfalls ist die artikulatorische Bewegung jene Grundbewegung, in der sich der Diskurs als Analyse der Repräsentation betätigt. Als ihr Hauptmittel und zentrales Element erscheint der *Name*. Das Wesen der artikulatorischen Bewegung ist die *Benennung*. Daher ist die Theorie der Artikulation als eine Theorie der „verallgemeinerten Benennung“<sup>166</sup> zu charakterisieren.

### 17.3 Die Bezeichnung

Wir haben bis jetzt festgestellt, dass das Verb und der Name für die synthetische bzw. die analytische Leistung des Diskurses stehen. Das Verb *sein* setzt einerseits den Diskurs und das Sein und andererseits die Elemente des Diskurses zum Satz zusammen. Der Name ist das Medium oder Instrument diskursiver Artikulation, wodurch gleichzeitig Welt und Diskurs in sich zergliedert werden.

Wird aber das Instrument der Artikulation – der Name selbst – seinerseits zergliedert, so führt der analytische Rückgang auf jenen Anfang zurück, an dem das Sprachzeichen und die bezeichnete Repräsentation einander unmittelbar gegenüberstehen. Die etymologisch anfängliche Gestalt der Namen besteht aus einer endlichen Zahl primitiver Wurzeln, die den meisten bekannten Sprachen gemeinsam sind. Geht man einen Schritt weiter, indem man die Wurzel ihrerseits

---

166 „Nomination généralisée“, OD: 145/MC: 119.

analysiert, dann offenbart sie sich als eine Ansammlung von Schreien. Der etymologische Rückgang führt zuletzt auf den animalischen Schrei.

Worin aber besteht die Verbindung zwischen dem Schrei und dem Sprachlaut? Die Theorie der Bezeichnung antwortet auf diese Frage anhand einer Beschreibung des Übergangs von dem animalischen Ausdruck zur zeichenartigen Sichtbarkeit der Repräsentation. Während aber der animalische Ausdruck zur sogenannten „Gebärdensprache“ gehört, fällt das anfängliche Zeichen der Repräsentation in den Bereich der primitiven und universellen Wurzeln. Deshalb besteht die Theorie der Bezeichnung aus zwei Teiltheorien: einer Theorie der „Gebärdensprache“ und einer Theorie der Wurzeln. Insgesamt wirft diese Theorie die alte platonische Frage nach dem Ursprung der Sprache auf. Mit ihrem Doppelblick auf die naturwüchsigen Gebärden und die konventionellen Wurzeln aber betrachtet sie den Ursprung der Sprache als eine eigentümliche Symbiose aus Natur und Konvention, die in der platonischen Theorie eher als Alternativen figurieren.

Was die „Gebärdensprache“ betrifft, so ist der ursprüngliche Schrei als Lautgebärde zwar eine Veräußerung der Repräsentation und eine „einfache Verlängerung des Körpers“<sup>167</sup>, dafür aber noch keineswegs Sprache. Die der Natur entspringenden Gebärden unterscheiden sich von den ihnen zugrundeliegenden Repräsentationen: Sie haben „zumeist keine inhaltliche Identität mit dem, was sie bezeichnen, sondern vor allem Beziehungen der Gleichzeitigkeit oder der Aufeinanderfolge. Der Schrei ähnelt nicht der Angst und die ausgestreckte Hand nicht dem Hungergefühl.“<sup>168</sup>

Diese Gebärden können erst aufgrund künstlicher Festlegungen zu Zeichen werden. Das Objekt solcher semiopoetischer Festlegungen ist die Relation zwischen der Lautgebärde und der ihr zuzuordnenden Repräsentation. Die Festlegung dieser Relation besteht in der Feststellung von Analogien: Man bezieht zwei ähnliche Schreie von zwei unterschiedlichen Personen auf dieselbe Repräsentation. Nach ihrer Festlegung kann diese Relation ferner als zeitliches bzw. kausales Verhältnis umgedreht werden: Der Schrei, der nicht mehr bloßer Ausdruck ist, kann der ihm zugeordneten Repräsentation vorausgehen, bzw. sie bei den Zuhörern erst evozieren. Damit beruht die Sprache „nicht auf einer natürlichen Bewegung des Verstehens oder des Ausdrucks, sondern auf den reversiblen und analysierbaren Beziehungen der Zeichen und der Repräsentationen. Es ist nicht Sprache, wenn die Repräsentation sich [bloß] veräußert [s’exteriorise], sondern wenn sie ein vereinbartes Zeichen von sich löst und sich von ihm repräsentieren lässt.“<sup>169</sup>

Aus dem Bestand der spontanen und urtümlichen Lautgebärden werden also bestimmte Elemente durch die besagten Festlegungen als Zeichen ausgewählt.

167 OD: 147.

168 Ibid.

169 Ibid.

Diese Zeichen bilden den generativen Boden für weitere aus ihnen kombinierbare Zeichen, die neue Repräsentationen bezeichnen. Die Festlegungen, die der Wahl der ersten Zeichen vorausgehen, beruhen auf Feststellungen von Ähnlichkeiten: Zwei einander ähnliche Schreie werden auf dieselbe zu bezeichnende Repräsentation bezogen. Aber auch die aus den anfänglichen Zeichen zusammengesetzten späteren Zeichen setzen die Feststellung von Ähnlichkeiten voraus: Ein unbekannter Schrei wird insofern als Zeichen erkannt, als er einer Kombination bereits bekannter Zeichen ähnelt. Natur und Konvention sind hier nicht, wie im platonischen Kratylos, Gegensätze. Sie ergänzen einander vielmehr: Die Natur liefert das Gebärdenmaterial, die Konvention selektiert und kombiniert aus ihnen die Zeichen. Unter Umkehrung der platonischen Zuordnungen beruht die Natur auf Differenz, die Konvention hingegen auf Ähnlichkeiten. Dabei handelt es sich nicht mehr um die dinghaften und in der Welt verstreuten Ähnlichkeiten der Renaissance. Es handelt sich im Allgemeinen um die Ähnlichkeit entweder als Produkt der „verkehrt verbindenden Einbildungskraft“<sup>170</sup>; verkehrt im Sinne einer bloßen Konventionalität ohne intuitive Evidenz; oder als eine Kraft der spontanen Attraktion, die in der Natur vorkommt.<sup>171</sup> Im Rahmen einer Theorie des Sprachursprungs handelt es sich allerdings um Ähnlichkeit im erstgenannten Sinne, als Produkt der Einbildungskraft.

Die in Zeichen übergegangenen Schreie der Gebärdensprache manifestieren sich als die ursprünglichen Wurzeln, die man in einer Vielzahl von Sprachen, vielleicht sogar in allen Sprachen vorfinden kann. Sie sind rudimentäre Namen, die man durch einen analytisch-etymologischen Rückgang von der Ebene der zusammengesetzten Namen der aktuellen Sprachen auf diejenige der anfänglichen Zeichen isolieren kann. In diesen wurzelhaft-rudimentären Namen stehen eine Bedeutung (repräsentierte Repräsentation) und ihr Zeichen (als Zeichen isolierter Laut oder Buchstabe: repräsentierende Repräsentation) einander gegenüber. Somit wurden im klassischen Zeitalter die Wurzeln „durch ein doppeltes System von Konstanten ausgemacht: Die alphabetischen Konstanten betrafen eine arbiträre Zahl von Buchstaben (gegebenenfalls nur einen), und die Bedeutungskonstanten gruppieren unter einem allgemeinen Thema eine unbegrenzt ausdehnbare Menge benachbarter Bedeutungen. Bei der Kreuzung dieser beiden Konstanten, dort, wo ein gleicher Sinn durch einen gleichen Buchstaben oder eine gleiche Silbe zutage trat, vereinzelte man eine Wurzel. Die Wurzel ist ein Ausdruckskern, der, von einem ursprünglichen Laut ausgehend, unendlich transformierbar ist.“<sup>172</sup>

170 Regel 3.5, Descartes (1972): 10.

171 Das klassische Wissen reflektiert seine eigene Genese im Ausgang von der zweifachen Herkunft der Ähnlichkeit, der Einbildungskraft und der Natur, in zwei entgegengesetzten Theorien: einer Analytik der Einbildungskraft und einer Analyse der Natur. [Siehe OD: 105.]

172 OD: 351/MC: 300 (m).

Die ursprüngliche Auswahl der Wurzeln, die in der Festlegung der Schreie zu Zeichen besteht, beruht auf der Ähnlichkeit: Ähnlichkeit zwischen dem Klang des Lautzeichens und dem Geräusch der damit benannten Repräsentation (Onomatopöie); Ähnlichkeit der Eindrücke des Lautzeichens und der benannten Repräsentation (der roten Farbe einerseits und des Lauts R andererseits<sup>173</sup>); Ähnlichkeit der Stimbewegung mit der damit bezeichneten Bewegung („die Kehle kratzt, um das Reiben zweier Körper aneinander zu bezeichnen“<sup>174</sup>); Ähnlichkeit zwischen einem Laut, der ein Organ bezeichnet und dem von diesem Organ produzierten Laut („[...] man bedient sich der Dentale (d und t), um die Zähne zu bezeichnen“<sup>175</sup>). „Die Ähnlichkeit der Wurzel mit dem, was sie benennt, erhält ihren Wert als verbales Zeichen nur durch die Vereinbarung, die die Menschen geeint hat und in einer Sprache ihre Gebärdensprache geregelt hat. So kehren die Zeichen vom Innern der Repräsentation aus zur Natur dessen zurück, was sie bezeichnen, und so erlegt sich der primitive Vokabelschatz auf identische Weise allen Sprachen auf.“<sup>176</sup> Die Möglichkeit solcher Feststellung von Ähnlichkeiten beruht auf der Funktion des genannten Hilfsmittels der *mathesis universalis*: der menschlichen Einbildungskraft, aus der die archaische Universalität der Wurzeln hervorgeht.

Im Ausgang von einer endlichen Zahl dieser primitiven Wurzeln „gelangt jede Sprache in ihrer Besonderheit dazu, sich zu formen: ‚Ihre Entwicklung ist wunderbar. Solch ein Ulmenkorn produziert einen großen Baum, der neue Keimlinge aus jeder Wurzel wirft und auf die Dauer einen wirklichen Wald produziert‘.“<sup>177</sup> Diese Genealogie der Sprachen im Ausgang von den Wurzeln entfaltet sich in einem Raum, der von de Brosse als der *universelle Archäologe* bezeichnet wurde. Oben in diesem Raum ist die vollständige Reihe der universellen Wur-

173 OD: 150/MC: 123.

174 Ibid.

175 Ibid.

176 OD: 149/MC: 123 (m).

177 OD: 150/MC: 124 (m). Die Wurzeln sind die ursprünglichen Keime, aus denen die etymologischen Reihenordnungen und mit ihnen die aktuellen Sprachen hervorgehen. Die Regulæ von Descartes entwerfen ein ähnliches Bild für den Hervorgang der Reihenordnungen der Wissenschaft aus den Gewißheitskeimen der evidenten Intuitionen: „Es besitzt nämlich der menschliche Geist etwas irgendwie Gotterfülltes, worin die ersten Samen nützlicher Gedanken so gestreut sind, dass sie oft, so sehr sie auch vernachlässigt und durch in die Quere geschossene Studien erstickt sein mögen, eine wildwachsende Frucht hervorbringen [...] Tatsächlich sind [...] [Algebra und Geometrie] nichts anderes als wildgewachsene Früchte, aus den angeborenen Grundtrieben dieser Methode entsprossen, die sich, was Wunder, bei den so einfachen Gegenständen dieser Wissenschaften bisher ergiebiger entwickelt haben, als in den anderen, wo größere Hindernisse sie zu ersticken pflegen, wo sie jedoch zweifellos auch, wenn man sie nur mit größter Sorgfalt pflegt, ihre vollkommene Reife werden erreichen können.“ [Regel 4.3., Descartes (1972): 14-15.]

zeln. Aus jeder dieser Wurzeln geht eine etymologische Reihenordnung der Wörter abwärts. Damit stellt die vertikale Reihe dieses spracharchäologischen Raumes die Derivationsbewegung der Wörter der aktuellen Sprachen aus den Wurzeln dar, während die transversale Reihe alle Wörter einer gegebenen Sprache – der zu einer bestimmter Zeit koexistierender Sprachen – nebeneinander stellt. „Je weiter man sich von den primitiven Wurzeln entfernte, um so komplizierter und wahrscheinlich um so jünger wären die durch eine transversale Linie definierten Sprachen, aber gleichzeitig hätten die Wörter mehr Wirksamkeit und mehr Feinheit für die Analyse der Repräsentationen. So wären der historische Raum und der Raster des Denkens exakt übereinandergelegt.“<sup>178</sup>

Allerdings impliziert die Suche nach den Wurzeln keine Rückkehr zur Geschichte im Sinne der anthropologistischen Moderne. Es wurde oben bereits darauf hingewiesen, dass im klassischen Zeitalter die Zeit dem Diskurs innerlich ist, als die Serialität der Glieder der darin bezeichneten und analysierten Repräsentationen. Die Abfolge der Sprachen folgt nicht dem Gesetz einer der Sprache immanenten Geschichte, sondern dem Zufall äußerer Begebenheiten wie Klima, Geographie, Krieg usw. Deshalb orientiert sich die Suche nach Wurzeln nicht etwa an den immanent-historischen Transformationen der Wörter, sondern der Beständigkeit der Urbedeutungen. Unter der Oberfläche jedes existierenden Wortes entdeckt man die schlummernden, ungedachten und konstanten Tiefenbedeutungen. Damit enthält jedes Wort in der Tiefe seine ganze wurzelhafte Vergangenheit, und die gesamte etymologische Wissenschaft zielt auf den Bedeutungsgehalt der Wurzeln, d.h.: auf die darin repräsentierten Repräsentationen. Diese Wissenschaft setzt die wurzelhaften Zeichen als die Doppelung der Repräsentation voraus.

Damit erläutert die Theorie der Bezeichnung insgesamt den Übergang von der Lautgebärde zum wurzelhaften Zeichen als den Übergang von der einfachen Repräsentation und seiner Veräußerung als Gebärde in die Doppelung der Repräsentation. Diese Doppelung tritt ursprünglich in der Gestalt der primitiven Wurzel-Zeichen in Erscheinung.

## 17.4 Die Derivation

Der gemeinsame Ursprung aller Sprachen ist das eine Problem. Die Vielheit der faktisch vorliegenden Sprachen ist das andere Problem. Die Theorie der Bezeichnung befasst sich mit der Konstanz der ursprünglichen Bedeutungen, die sich in der Gestalt der Wurzeln durch den Unterschied der Sprachen hindurch aufrechterhalten. Demgegenüber erklärt die Theorie der Derivation die faktische Beweglichkeit der Bedeutung. Es war bisher mehrfach von der tropologischen Freiheit der Namen die Rede, sowie von der Dimension des Rhetorischen, das in den Wesensbereich der Grammatikalität hineinragt. Jetzt können wir, am Leitfaden der Theorie der Derivation, diese Freiheit präzisieren.

---

178 OD: 151.



Während die etymologische Wissenschaft den analytischen Rückgang auf die Urwurzeln der Bedeutung sichert, meint umgekehrt die Derivation die wesentliche Ableitbarkeit der aktuellen Bedeutungen einer Gegenwartssprache von der ursprünglichen Bedeutung der Wurzeln. Diese Ableitbarkeit beruht auf einer eigentümlich gleitenden Bewegung der Bedeutung: auf ihren zufälligen Abweichungen von der Urbedeutung. Diese derivationelle Beweglichkeit oder Freiheit der Sprache ist nicht unbegrenzt, sondern geschieht in einem Raum, der beherrscht und begrenzt ist durch die universellen Urbedeutungen der Wurzeln.

Diese Wurzeln sind der Ausgangspunkt von Modifizierungen sowohl der Lautgestalt als auch der Bedeutungen der Wörter. Die Veränderungen der Lautgestalt gehorchen keinem immanenten historischen Gesetz: „Ihre Ursachen sind alle äußerer Natur: Leichtigkeit der Aussprache, Moden, Gewohnheiten, Klima – die Kälte favorisiert das ‚labiale Zischen‘, die Hitze die ‚gutturalen Behauchungen‘.“<sup>179</sup> Die Bewegung der Bedeutung dagegen hat den Charakter einer fortgesetzten und *regelgeleiteten* Abrückung von der Wurzelbedeutung. Deshalb kann es so etwas wie eine etymologische Wissenschaft geben, auch wenn es darin nicht um Notwendigkeiten, sondern eher um Wahrscheinlichkeiten geht. Die Prinzipien dieser regelgeleiteten Bedeutungs-Bewegung sind im wesentlichen die drei rhetorischen Figuren der Synechdoche, der Metonymie, der Katachrese. Durch den eher zufälligen und erratischen Lautformenwandel, sowie den rhetorisch gelenkten Bedeutungswandel gelangt man von der undifferenzierten Ursprache der universellen Wurzeln zur Vielfalt der gegenwärtigen Sprachen.

Lässt solche Bedeutungsverschiebung auf eine immanente Historizität der Sprache schließen, so wie dies von der vergleichenden Philologie des neunzehnten Jahrhunderts angenommen wird? Betrachtet man diese Verschiebungen archäologisch, d.h. auf dem Hintergrund der epistemischen Verfasstheit des klassischen Wissens, dann ergibt sich, dass ihre spezifische Zeitlichkeit nicht ursprünglich historisch sein kann, da sie von einer Räumlichkeit gestützt ist, die noch fundamentaler ist als die Zeit der Geschichte. Wir werden am Ende dieses Abschnitts auf diesen Wesenszug der Seinsweise der klassischen Sprache eingehen.

Vorerst fällt auf, dass die Bewegung der Bedeutung auf zwei distinkten Ebenen stattfindet, da die Seinsweise des Diskurses zwei unterschiedliche Bezeichnungsebenen beinhaltet: die Ebene der Lautgestalt und diejenige der Schrift.<sup>180</sup>

179 OD: 152-153.

180 Auch die aristotelische Zeichenkonzeption beinhaltet zwei unterschiedliche Bezeichnungen: „Es sind also die Laute, zu denen die Stimme gebildet wird, Zeichen der in der Seele hervorgerufenen Vorstellungen, und die Schrift ist wieder ein Zeichen der Laute. Und wie nicht alle dieselbe Schrift haben, so sind auch die Laute nicht bei allen dieselben. Was aber durch beide an erster Stelle angezeigt wird, die einfachen seelischen Vorstellungen sind bei allen Menschen dieselben, und ebenso sind es die Dinge, deren Abbilder die Vorstellungen sind.“ [„Peri Hermeneias“ in Aristoteles (1974): 95.] Aber anstelle der vier aristotelischen Terme – der Dinge, ihrer Eindrücke auf die Seele, der Laut- und der Schriftzei-

Die Lautzeichen analysieren die Räumlichkeit der Repräsentation und übertragen deren Elemente auf die zeitliche Reihung der Lautfolgen des Diskurses. Die Schriftzeichen analysieren entweder direkt die Räumlichkeit der Repräsentation oder die Zeitlichkeit der Lautfolgen und übertragen jeweils deren Elemente auf die der Schrift eigene Räumlichkeit. Im ersten Falle handelt es sich um eine Bild-Schrift, im zweiten um die uns vertraute alphabetische. Die rhetorisch gelenkte Verschiebung der Bedeutung findet auf beiden Ebenen der Lautzeichen wie auch der Schriftzeichen statt.

Auch bei der Theorie der Derivation kommt also die Bezeichnung vor, aber nicht als ein statischer Akt der Auswahl und Fixierung der Wurzelbedeutung, sondern als dynamischer Vorgang, als ein stetes Gleiten im tropologischen Raum: weg von der bezeichneten Repräsentation hin zur bezeichnenden Repräsentation, die als ein wurzelhaftes Laut- oder Schriftzeichen figuriert. Erst das tropologische Gleiten generiert also jene Differenz zwischen dem Bezeichnenden und dem Bezeichneten, die für das binäre Zeichen konstitutiv ist. Die Theorie der Derivation beschreibt aber auch das Gleiten der Zeichen weg von ihrer jeweils ursprünglichen Wurzelgestalt.

Diese zweifache Bedeutungsbewegung auf den genannten Ebenen orientiert sich an den rhetorischen Figuren. Am dynamischen Ursprung der gesprochenen Sprache ist „ein der Aufmerksamkeit, den Zeichen und Wörtern gemeinsames Gleiten. In einer Repräsentation kann der Geist sich und ein verbales Zeichen an ein dazugehöriges Element, einen Begleitumstand, ein anderes, abwesendes Ding heften, das ihm ähnlich ist und seinetwegen ins Gedächtnis zurückkehrt.“<sup>181</sup> Am Anfang ist das Wort „Baum“ der Eigenname für einen bestimmten Baum, z.B. Eiche. Dann gleitet dieser Name über zu allem, was dasselbe dazugehörige Element besitzt: nämlich Stamm und Äste. Dieses Gleiten folgt der rhetorischen Figur der Synekdoche, in der ein Ganzes durch ein konstitutives Element vertreten wird. Dagegen gleitet ein Name wie „Nacht“, der ursprünglich Eigenname für diesen bestimmten Abschnitt der Dunkelheit zwischen Abend- und Morgendämmerung war, zu allem über, was mit dem gleichen Begleitumstand verbunden ist: eingebettet zwischen den Nachbarschaften des Sonnenuntergangs und des Sonnenaufgangs. Dieses Gleiten folgt der rhetorischen Figur der Metonymie, in der ein Ding durch ein benachbartes Element vertreten wird. Schließlich kann der Eigenname „Blatt“ des Baumblattes hinübergleiten zu allem, was dünn und glatt und damit diesem analog ist. Dieses Gleiten folgt der Figur der Katachrese (bzw. Metapher), in der ein Ding durch ein ihm analoges vertreten wird.

Das gleiche dreifache Gleiten lässt sich auf der Ebene der Schrift entdecken. Man hat überhaupt Zugang zur derivationellen Bewegung und „Geschichte“ der Sprache anhand der Form der Bewahrung von Sprache, die im wesentlichen Schrift

---

chen – treten im Falle des klassischen Diskurses zwei distinkte und in sich gedoppelte Repräsentationen in Erscheinung: die Lautbezeichnung mit ihrer Sukzessivität und die Bild(Schrift)bezeichnung mit ihrer Simultanität.

ist. Deshalb muss man die Bewegung der Bedeutung und den ihr zugrundeliegenden topologischen Raum sogar vornehmlich auf der Ebene der Schrift freilegen.

Die Bild-Schrift analysiert die Repräsentation direkt, indem sie die Gleichzeitigkeit des Repräsentationsraumes zergliedert und stückweise auf die Gleichzeitigkeit des Bild-Raumes überträgt. Handelt es sich um eine exakte malerische Wiedergabe der Repräsentation, wie es Warburton den Mexikanern unterstellt<sup>182</sup>, so kann kaum von Schrift die Rede sein, denn das Bild als solches kann eine Erzählung nicht wiedergeben. Zur Entfaltung ihres diskursiven Potentials muss diese Bild-Schrift Verschiebungen vornehmen, gemäß den genannten rhetorischen Figuren. Die priesterliche Schrift der Ägypter ersetzt ein Ganzes durch ein für sein Wesen konstitutives Element, etwa eine Schlacht durch einen Bogen oder eine Belagerung durch eine Leiter (Synekdoche). Die „tropischen“ Hieroglyphen bedienen sich eines bemerkenswerten Umstandes, d.h. eines dem Wesen benachbarten Elementes, etwa ein Auge für die panoptische Allmacht Gottes (Metonymie). Die Symbolschrift im engeren Sinne bedient sich verborgener Ähnlichkeiten: Die aufgehende Sonne wird durch einen Krokodilskopf mit ihren gerade aus dem Wasser auftauchenden Augen dargestellt (Katachrese/Metapher). Doch verleiten diese bildhaften Schriftarten leicht zum Aberglauben, und die rhetorischen Verschiebungen werden leicht auf Identitäten reduziert, so dass die Sonne für ein Krokodil und Gott für ein panoptisches Auge gehalten wird. Außerdem, und darin liegt ein gewichtigerer Vorbehalt, ist die Bild-Schrift für den Fortschritt des Wissens ungünstig. Denn das Bild bezeichnet nicht das Wort, sondern die Repräsentation. Deshalb können die lebendigen Diskurse, die die Repräsentationen analysieren und in Zeitreihen überführen und daher für die neuen Entdeckungen konstitutiv sind, nicht im Bild gespeichert sein. Das Wort leistet eine eindeutige Benennung des Neuen durch Analyse und Kombination. Das Bild dagegen kann zugleich verschiedenen Wörtern entsprechen und das Bildlose des Begriffes nicht wirklich wiedergeben: Es begünstigt die Einbildungskraft der Völker stärker als ihre Reflexion. Die dem Fortschritt wesentliche Differenz kann somit nicht mit Genauigkeit verzeichnet werden und fällt gleichsam durch die zu weiten Maschen des Bildes hindurch. An die Stelle einer Geschichte des Fortschrittes tritt ein konservierender und abergläubischer Respekt für die Erkenntnisse und Institutionen der Vergangenheit. „Wenn ein Volk nur eine Bild-Schrift besitzt, muss seine Politik die Geschichte ausschließen, oder wenigstens jede Geschichte, die nicht schlicht und einfach Konservierung ist. [...] Es ist in diesem Knoten aus der Repräsentation, den Wörtern und dem Raum [...], dass sich schweigend das Schicksal der Völker bildet.“<sup>183</sup>

Die alphabetische Schrift hingegen ist wesentlich Analyse der Wörter als Lautzeichen, die ihrerseits die Repräsentation analysieren. Deshalb verbinden sich die Buchstaben „untereinander wie die Ideen, und die Ideen verknüpfen sich

182 Warburton (1980): 3-7.

183 OD: 155/MC: 128 (m).

und entknüpfen sich wie die Buchstaben des Alphabets.“<sup>184</sup> Mit archäologischer Folgerichtigkeit führt die klassische Zurückweisung der Ähnlichkeit zur Abwertung der Bild-Schrift gegenüber der alphabetischen Schrift. Die Bild-Schrift erscheint als Überhang des Renaissance-Diskurses und als rückständig, da sie dem konfusen Gesetz der Ähnlichkeit folgt. Dagegen richtet sich die alphabetische Schrift nach den Regeln der *mathesis* ein: Wie die universelle menschliche Vernunft verfährt sie trennend, verbindend und ordnend, und wiederholt in ihrer räumlichen Abfolge die Ordnung der Repräsentationen. Sie ermöglicht ein erschöpfendes Verzeichnis des Wissensfortschritts und gehört deshalb wesentlich zum Fortschritt selbst. Damit entsteht „im Innern der Sprache und ganz genau in jenem Falz der Wörter, in dem die Analyse und der Raum sich begegnen, die erste aber undefinierte Möglichkeit des Fortschritts. In seiner Wurzel ist der Fortschritt, so wie er im achtzehnten Jahrhundert definiert wird, keine der Geschichte innere Bewegung, sondern das Resultat einer fundamentalen Beziehung zwischen Raum und Sprache [...] Die Sprache gibt dem ständigen Bruch der Zeit die Kontinuität des Raumes, und insoweit sie die Repräsentation analysiert, artikuliert und zerlegt, vermag sie durch die Zeit hindurch, die Erkenntnis der Dinge zu verbinden.“<sup>185</sup> In ihrer analytischen Potenz und grundlegenden Bindung an Vernunft und Fortschritt bricht die alphabetische Schrift jede Verbindung mit der Ähnlichkeit. Sie beherrscht die tropologische Bewegung der Erkenntnisse, verzeichnet und fixiert sie und vermag ihrerseits, sich dieser Bewegung, die aus dem peripheren Drang der Ähnlichkeit entspringt, zu entziehen.

Der grundlegendste Zusammenhang, der von der Theorie der Derivation freigelegt wird, ist die spezifisch diskursive Abhängigkeit von Raum und Zeit. Auch bei Kant sind Raum und Zeit aufeinander verwiesen, als die zwei Formen der reinen Anschauung. Doch ist hier ihre Rangfolge eine andere als beim klassischen Diskurs. Bei Kant ist die Zeit die Tiefe und das Wesen der transzendentalen Anschauung; die Form der inneren Anschauung, auf die der Raum als Form der äußeren Anschauung verweist. Der transzendente Vorrang der Zeit gehört wesentlich zum anthropologistischen Wissen und steht in engem Zusammenhang mit dessen wichtigstem Merkmal: der Fundamentalität der Geschichte. Dagegen ist die Raumzeitlichkeit des klassischen Diskurses die umgekehrte. Die Zeit ist die spezifische Serialität der analysierenden Benennungen der Repräsentation, die daher dem Diskurs innerlich und auf die Räumlichkeit der analysierten Repräsentation angewiesen ist. Die zeitliche Reihung der Elemente der Repräsentation im Zusammenspiel von Artikulation (Analyse) und Attribution (Synthese) orientiert sich am ursprünglich *räumlichen* Verhältnis dieser Elemente: an der grundlegenden und für die Repräsentation konstitutiven Gleichzeitigkeit. Die Zeit des Diskurses beruht also auf dem Raum der Repräsentation, weshalb von einer Deduktion des Diskurses aus der Repräsentation die Rede war. Diese fun-

---

184 *Ibid.* (m).

185 OD: 156/MC: 129 (m).

damentale Räumlichkeit, die von den Relationen der Analogie, der Nachbarschaft und der Totalität (Teil und Ganzes) konstituiert wird, ist eine rhetorische Räumlichkeit, die jeder diskursiven Bewegung zugrunde liegt. „Auf dem Grund der gesprochenen Sprache wie auf dem der Schrift entdeckt [...] [die Theorie der Derivation] also den rhetorischen Raum der Wörter; jene Freiheit des Zeichens, sich gemäß der Analyse der Repräsentation auf einem inneren Element, einem Punkt ihrer Nachbarschaft oder einer analogen Figur abzulagern.“<sup>186</sup>

---

186 OD: 158.

## 18. Schluss: Die Seinsweise der klassischen Sprache

Abschließend sollen die Ausführungen dieses Kapitels kurz wiederholt und zu einem Bild der klassischen Seinsweise der Sprache verdichtet werden.

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts reißt der Faden der Ähnlichkeit, und der Riss gerinnt seinerseits zur Figur eines Wissens, das sich wesentlich als Herstellung von Ordnung betätigt. Anstelle der ähnlichen Elemente tritt ein identisches Element als Substitut eines anderen von ihm differenten in Erscheinung: Das neue Wissen beruht auf der Figur der Repräsentation. Doch verlangt die Aufgabe des Ordners nicht nur die Sichtbarkeit des Seins in der Repräsentation, sondern auch der Repräsentation selbst in einer zweiten Repräsentation. Deshalb benötigt das neue Wissen das Medium des Zeichens, das aus zwei distinkten Repräsentationen besteht, von denen die eine durch die andere hindurchscheint, d.h. von dieser repräsentiert wird. Das klassische Zeichen zeigt nicht nur, *was* repräsentiert wird, sondern zugleich: *dass* überhaupt repräsentiert wird.

Die Seinsweise der Sprache ist nur eine Modifikation dieser allgemeinen Seinsweise der Zeichen. Daher muss man das Sprachzeichen im Allgemeinen als eine in sich gedoppelte Repräsentation betrachten. In der klassischen Epoche gilt die Sprache als das Doppelvermögen der Repräsentation, erstens mit Hilfe der *Namen* sich selbst Glied für Glied zu artikulieren; und zweitens mit Hilfe des *Verbs* (*sein*) sich in die zeitliche Reihung der Wörter einer Proposition zu bringen. In der klassischen Epoche *existiert* die Sprache nicht als Ding und Schrift zugleich, sie *funktioniert* vielmehr als Diskurs. Der Diskurs analysiert und ordnet die Repräsentation nur, insofern das Zeichen nichts anderes als der analytische Selbstbezug oder die Doppelung der Repräsentation ist.

Der so konzipierte Diskurs erscheint als eine Art roher und anfänglicher Wissenschaft, die die Anfangsbedingung jeder möglichen Wissenschaft darstellt. Ihre allgemeinste Gestalt findet die Wissenschaft in der Ideologie, d.h. der Wissenschaft der Ideen. Diese „stellt alles Wissen in den Raum der Repräsentation und formuliert beim Durchlaufen dieses Raumes das Wissen der ihn organisierenden Gesetze. Sie ist in einem bestimmten Sinne das Wissen allen Wissens“<sup>1</sup>. Als wiederholende Doppelung des wissenschaftlichen Wissens, hat die Ideologie einen eigentümlichen Doppelstatus zwischen Philosophie und Wissenschaft inne. Als *Wissenschaft* der Ideen ist sie eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Repräsentation im Allgemeinen, und damit die einzige wissenschaftliche Philosophie. Als Wissenschaft der *Ideen*, deren Diskursivierung und Einsatz ja für jede Wissenschaft konstitutiv ist, ist sie die philosophische Grundlage aller Wissenschaften. Die Ideologie ist eine wissenschaftliche Philosophie und eine philosophische Wissenschaft in einem. Somit erscheint der Weg von der Repräsentation bis zur ideologischen Wissenschaft als eine Reihe von Doppelungen: Die

---

1 OD: 297/MC: 253 (m).

Doppelung der Repräsentation ergibt das Zeichen im Allgemeinen und das Wort im Besonderen; die Doppelung des Verbs als Element und Bedingung des Diskurses zugleich bildet die Schwelle des Diskurses; die Doppelung der Wissenschaft konstituiert die Ideologie. Die Reihe *Repräsentation-Verb-Wissenschaft* verdoppelt sich in der Reihe *Zeichen-Diskurs-Ideologie*.

Führt man den Diskurs auf das Zeichen im Allgemeinen, d.h. die Figur der Doppelung der Repräsentation zurück, so lassen sich daraus die vier Segmente der allgemeinen Diskurstheorie deduzieren. Denn, als Doppelung der Repräsentation repräsentiert der Diskurs (1) die Repräsentationen und (2) sein eigenes Repräsentieren.

(1) Insofern der Diskurs die Repräsentationen repräsentieren soll, steht er vor einer Doppelaufgabe: Er muss die Repräsentationen in ihrer analytischen Einteilung, wie auch ihren Verbindungen repräsentieren. Die zwei ersten theoretischen Segmente deduzieren diese diskursiven Aufgaben: (a) Die Theorie der *Artikulation* zeigt, wie die Repräsentationen von den verschiedenen Worttypen zerschnitten und unterschieden werden; (b) die Theorie der *Proposition* und insbesondere des *Verbs* zeigt, wie das affirmative und attributive Band der Wörter in jedem Satz die fundamentalen Verbindungen der Repräsentationen repräsentiert.

(2) Insofern aber der Diskurs als Doppelung der Repräsentation sein eigenes Repräsentieren repräsentiert, muss gezeigt werden: (c) wie die Namen in der Gestalt der primitiven Wurzeln am Ursprung der Sprache das bezeichnen, was sie bezeichnen (Theorie der *Bezeichnung*); (d) wie sie mit einer wesentlichen Notwendigkeit stets die richtige Bezeichnung verfehlen und damit in eine Art der „Geschichte“ ihrer zufälligen Abweichungen von den ursprünglichen Wurzeln gelangen (Theorie der *Derivation*).<sup>2</sup>

Die Theorien der Artikulation und der Proposition gehen aus jener „größten Unterscheidung“ – *la plus grand distinction*<sup>3</sup> – zwischen Nomen und Verb hervor, die für die Grammatik von Port-Royal grundlegend war. Die Theorien der Bezeichnung und Derivation sind, im Ausgang von dieser Unterscheidung, nicht mehr als Spezifizierungen des Ursprungs bzw. der Beweglichkeit der Nomina in ihrer Funktion als Repräsentation. Insgesamt lassen sich diese vier Theorien als die Ecken eines Vierecks darstellen<sup>4</sup>:

2 Siehe OD: 131.

3 Arnauld/Lancelot (1676): 29.

4 Siehe OD: 159 ff.



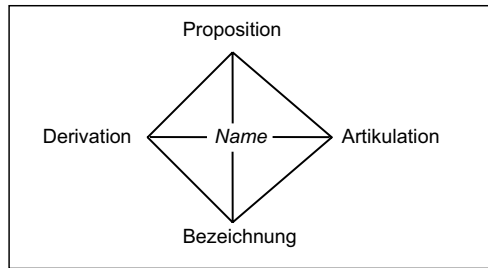


Abbildung 7: Das Sprachviereck

Die vier Ecken dieses Vierecks stehen zueinander in einer Beziehung der Ergänzung und der Entgegensetzung zugleich:

(1) Proposition-Artikulation

*Ergänzung:* Die Proposition eröffnet einen Raum, den die Artikulation mit Inhalt füllt.

*Entgegensetzung:* Die Artikulation ist eine Analyse der Repräsentation, die propositionale Attribution dagegen eine Synthese.

(2) Artikulation-Bezeichnung

*Ergänzung:* Das Hauptmittel der Artikulation sind die Nominalformen, deren Ansatzpunkt als die ursprüngliche Bezeichnung in Erscheinung tritt.

*Entgegensetzung:* Die Bezeichnung ist eine augenblickliche Geste, durch die eine einzelne Repräsentation als Ganzes sichtbar gemacht wird; während die Artikulation eine Unterscheidung ist, durch die eine Allgemeinheit als Ganzes in seine Teile zerlegt wird.

(3) Bezeichnung-Derivation

*Ergänzung:* Die ursprüngliche Bezeichnung stellt den Ausgangspunkt der derivationalen Bewegung dar.

*Entgegensetzung:* Die Dynamik der Derivations-Bewegung widersetzt sich der Statik der ursprünglichen Wurzeln.

(4) Derivation-Proposition

*Ergänzung:* Die derivationalle Bewegung ermöglicht es, dass die ursprünglichen Wurzeln aus ihrer Isolierung heraustreten und die Verbindung der Attribution stattfindet.

*Entgegensetzung:* Die Derivationsbewegung vollzieht sich gemäß einer räumlichen Figur, die Proposition dagegen gemäß einer zeitlichen Serie.

Das Viereck besitzt zwei Diagonalen:

(1) Artikulation-Derivation

Auf dieser Achse „ist der Zustand einer Sprache fixiert. Ihr Artikulationsvermögen wird durch den Punkt der Derivation vorgeschrieben, bis zu dem sie

gekommen ist. Dort bestimmen sich gleichzeitig ihre historische Lage und ihre Unterscheidungsmacht.“<sup>5</sup>

(2) Proposition-Bezeichnung:

Diese Achse verbindet die jedem Urteil innewohnende Affirmation mit der in jeder Benennung enthaltenen ursprünglichen Bezeichnung. Sie macht damit sichtbar, dass „die Wörter nie etwas anderes sagen, als das Sein der Repräsentation, dass sie aber stets etwas Repräsentiertes nennen.“<sup>6</sup>

In der Mitte des Sprachvierecks, an der Kreuzung der Diagonale, gibt es den *Namen*. Die klassische Sprache existiert wesentlich als Name und Benennung. Und das Verb *sein*, das den Raum der Proposition eröffnet und damit erst die Sprache als Diskurs ermöglicht, wäre ohne den Namen als Punkt seiner affirmativen und attributiven Anwendung in sich nichts. „Deshalb erscheint der Name in der Mitte des Sprachvierecks gleichzeitig als der Punkt, zu dem alle Sprachstrukturen konvergieren (er ist die intimste, bestgeschützte Gestalt der Sprache, reines inneres Resultat all ihrer Konventionen, all ihrer Regeln, ihrer ganzen Geschichte), und als der Punkt, von dem aus die ganze Sprache in eine Beziehung zur Wahrheit treten kann, von wo aus sie beurteilt wird.“<sup>7</sup>

Um diese Wesensmitte des Namens herum errichten sich die vier Segmente der Theorie der Sprache. Diese definieren, jede für sich, eine je eigene Schwelle zum Sein der Sprache: das attributive Band, die Allgemeinheit des Namens, die analogisierende Festlegung des Schreiss zum Zeichen, die Derivationslinie zwischen Wurzel und Wort. Der Zusammenhang dieser Schwellen ergibt die Figur des Vierecks, das zugleich die Bedingungen der Existenz von Sprache (als Diskurs) und diejenigen der Konstitution der Allgemeinen Grammatik (als Gesetz und Theorie der Sprache zugleich) in sich fasst: als die Bedingungen, „unter denen die Sprache Objekt eines Wissens werden konnte, und [...] [als] die [...] Grenzen, zwischen denen sich jenes epistemologische Gebiet entfaltete.“<sup>8</sup> Das Viereck bildet also eine Peripherie aus Bedingungen, innerhalb derer die Sprache als Diskurs existieren kann. Zugleich entsprechen seine vier Theorien, wie wir bereits ausgeführt haben, den zwei Ebenen der allgemeinen Zeichengestalt als Doppelung der Repräsentation. Das heißt zweierlei: (1) dass die Seinsweise der Sprache im klassischen Zeitalter ihre Sammlung und Einheit in der Figur dieses Vierecks erhält; (2) dass diese ontologische Einheit der Sprache ihren Ort im Raum der Doppelung der Repräsentation findet. Sollte sich aber das Band zwischen der Repräsentation und dem Sein unterbrochen werden, sollte also die Doppelung der Repräsentation im Zeichen und im Diskurs ihre Transparenz verlieren, müsste sich dieser Raum auflösen, und die Sprache sich zerstreuen.

5 OD: 159-160/MC: 132 (m).

6 OD: 160/MC: 132 (m).

7 OD: 160-161/MC: 133 (m).

8 OD: 163/MC: 135 (m).

An der Peripherie des klassischen Wissens im Allgemeinen treibt die Ähnlichkeit ihr Unwesen: als Einfassung des Wissens und als Grenze, an der die ihr zugeordneten Gestalten des Irren und des Dichters auftauchen können. „Die Ähnlichkeit, die seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aus dem Wissen ausgeschlossen ist, konstituiert stets den äußeren Rand der Sprache: den Ring, der das Gebiet dessen umgibt, was man analysieren, ordnen und erkennen kann. Das ist das Gemurmel, das der Diskurs zerstreut, ohne das er aber nicht sprechen könnte.“<sup>9</sup> Zwischen dem peripheren Sein der Ähnlichkeit und dem Sprachviereck als Peripherie des Sprachwissens besteht ein unübersehbarer Zusammenhang. Es ist deshalb nicht zufällig, dass man in den vier Sprachtheorien des Vierecks die entsprechenden Abwandlungen der Formen der vier Ähnlichkeiten der Renaissance erkennen kann: Kette (*convenientia*), Spiegel (*aemulatio*), die Analogie als Überlagerung beider, das Paar Sympathie/Antipathie als fundamentale Raumzeitlichkeit und Kombination aller drei ihr vorangehenden Ähnlichkeitsformen. Erstens tritt an die Stelle der *convenientia* der Renaissance die Reihung im Allgemeinen. Statt der weltumspannenden Kette der Ähnlichkeiten hat man jetzt Reihenordnungen der Differenzen: die *Artikulation* lässt die Repräsentation als die Kette/Reihe ihrer Glieder zutage treten. Zweitens entspricht das *Verb*, das den Raum der Proposition eröffnet, dem Spiegel: Im Verb *sein* spiegelt sich die Seinsweise der Sprache als Diskurs. Drittens beruht die ursprüngliche *Bezeichnung* auf der Analogie: Sie besteht in der Festlegung von Analogien zwischen Lautgebärden, womit diese erst zu Zeichen werden. Viertens enthält die Beweglichkeit der Bedeutung in sich die Möglichkeit zugleich der artikulatorischen Trennung, der propositionalen Verbindung und der bezeichnenden Unterscheidung zwischen Signifikat und Signifikant. Ebenso wie das Paar Sympathie/Antipathie die ihnen vorausgehenden Formen kombiniert, umfasst die *Derivation*, die sich nach den drei rhetorischen Figuren richtet, die Bedingungen der Proposition, der Artikulation und der Bezeichnung. An die Stelle der genannten Zwillingskräfte der Renaissance tritt die diskursive Raumzeitlichkeit, die konstituiert wird durch Verlagerungen von dem zu bezeichnenden Element auf (a) ein Element der *Nachbarschaft* (Metonymie), (b) ein inneres Element, in dem sich das Ganze spiegelt (Synekdoche), (c) ein *analoges* Element (Katachrese/Metapher). In diesen rhetorischen Figuren kehren Kette, Spiegel und Analogie wieder.

Somit bildet das Sprachviereck die entscheidende Grenze, an der sich die vier Ähnlichkeiten in die vier theoretischen Segmente der Allgemeinen Grammatik verwandeln, und die Welt der Ähnlichkeiten – unter dem Messer der Analyse – in den klassischen Diskurs übergeht. Das epistemische Gewicht des Sprachvierecks, das die Seinsweise des klassischen Diskurses definiert, bekundet sich darin, dass seine Auflösung gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Verabschiedung der klassischen Wissensdisposition insgesamt anzeigt. Davon handelt der folgende Abschnitt.

9 OD: 164/MC: 135 (m).